Der Wahrsager

Ernst Consentius

Der Wahrsager

Ernst Consentius

Der Wahrsager.

Zur Charakteristik von Mylius und Lessing.

Von

Ernst Consentius.

Leipzig.
Eduard Avenarius.
1900.

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Ergebnis meiner Untersuchung wirft auf Lessings Handlungsweise seinem Freunde Mylius gegenüber kein günstiges Licht. — Da ich an die Beurteilung meines Materials jedoch mit keiner vorgefaßten Meinung herangetreten, sondern mein Urteil erst das Ergebnis meiner Arbeit ist, so hoffe ich, wird man mir Leichtfertigkeit nicht zum Vorwurf machen.

Dem Geheimen Staats-Archiv und der Königl. Bibliothek zu Berlin bin ich, wie die folgenden Blätter zur Genüge zeigen, zu Dank verpflichtet.

Berlin, Januar 1900.

E. C.

NOV 2 1921

3468.628 (RECAP)

Digitized by Google

Verbot des Wahrsager.

Durch das Gesetz vom 18. Oktober 1819 wurde entsprechend dem kurz vorher gefaßten Bundesbeschlusse vom 20. September 1819 in Preußen eine neue Censur-Verordnung eingeführt. Die preußische Verordnung ging über den buchstäblichen Inhalt des genannten Beschlusses vom Bundestage — eine Folge der Karlsbader Konferenzen — noch bedeutend hinaus, indem sie auch Schriften über zwanzig Bogen der Censur unterwarf. Es seien die Ereignisse, die an den Bundesbeschluß anknüpften, und die mit zur Revolution des Jahres 1848 führten, nicht weiter verfolgt. — In dem preußischen Censur-Edict kann man „eine vermehrte, hier und da verbesserte, aber überall verschärfte neue Auflage des unter dem Einflusse des Ministers Wöllner entstandenen Censur-Edicts von 1788" sehen *). Preußen besaß also seit dem 19. Dezember 1788 ein Gesetz, wie es den Wünschen des

*) Franz Hugo Hesse: Die preußische Preßgesetzgebung. Berlin 1843. S. 40.

Digitized by Google

Minister-Kongresses in Karlsbad, den Wünschen Metternichs ungefähr entsprach, und dessen Inhalt zum Teil wörtlich in das Censur-Edict vom 18. Oktober 1819 übernommen wurde. Das Wöllnersche Gesetz vom Jahre 1788 sollte das Edict vom 11. Mai 1749 und das Cirkular vom 1. Juni 1772 — wie es selbst sagte — erneuern, und wo es nötig wäre, näher und zweckmäßiger bestimmen.

Das Edikt vom 11. Mai 1749 ist für die preußische Preßgesetzgebung wichtig, es ward die Grundlage für die weiteren, lange Zeit geltenden, durch manche Umstände veränderten Gesetze.

Der 11. Mai 1749 brachte das „Edict wegen der wieder hergestelleten Censur, derer in Königl. Landen heraus kommenden Bücher und Schrifften, wie auch wegen des Debits ärgerlicher Bücher, so ausserhalb Landes verleget werden." Durch den Titel dieses Edictes sprach der Staat aus, daß vor dem 11. Mai 1749 eine Zeitlang keine Censur bestanden habe, und wie sich aus den Akten des Geheimen Staats-Archivs zu Berlin (Rep. 9. F. 2. a) ergiebt, war zu jener Zeit „kein Censor vorhanden", so daß „alle und jede Schrifften ohne Censur zum Druck befördert" wurden.

Es bleibt interessant die Thatsache, welche die Wiedereinführung der Censur in Preußen ver-

Digitized by Google

anlaßte, kennen zu lernen. Wenn diese Thatsache auch für die späteren Censur-Edicte von keiner Bedeutung ist, so fußen doch alle weiteren Verordnungen Preußens auf dem Edict Friedrichs des Großen vom Jahre 1749.

Wie aus den genannten Akten des Geheimen Staats-Archivs zu ersehen ist, übersandten einige Schulbediente Berlins „dem Officio Fisci das siebente Stück eines Wochen-Blatts der Wahrsager genandt", „worinn besonders der Schul-Standt ziemlich durchgenommen und lächerlich gemachet worden, welches ihn bey der ohndem boßhafften Jugend zum despect gereichte und aus der nöthigen Autorität setzte". Diese Schulmeister müssen keine große Meinung von ihrem Ansehen bei der Berliner Schuljugend gehabt haben, wenn sie ängstlich fürchteten, ihre Autorität könne durch ein, oder auch zwei Zeitungsblätter gefährdet werden. Sie wünschten, so viel an ihnen lag, jede üble Folge zu verhindern und beschwerten sich höheren Orts.

Dem Adjunctus Fisci Christian Wilhelm Kornmann ward die Beschwerde zugleich mit dem siebenten Stück des Wahrsager übergeben*).

*) Die Kgl. Bibl. Berlin ist im Besitze der erschienenen zwanzig Stücke des Wahrsager; sie sind der Vossischen Zeitung vom Jahre 1749 angebunden.

Digitized by Google

Der Wahrſager.

Siebentes Stück.

Berlin,
Donnerſtags, den 13. Febr. 1749.

Carteſius entſeelte die Thiere, und machte ſie zu Maſchinen: andere begehen einen gleichen philoſophiſchen Mord an den Menſchen. Ich halte es mit dem Carteſius, und erſtrecke ſeine Meynung unter den Menſchen nur bis auf die Gelehrten. Dieſe halte ich wenigſtens für Maſchinen; ob ich gleich nicht entſcheiden will, was die andern Menſchen ſind. Doch weil ich ſeh, daß die verblümte und ironiſche Schreibart nicht auf jeden Horizont paßt, ſo muß ich mich ſchlecht und recht ausdrücken, und ſagen, daß ich hier die Gelehrten in dem Verſtande nehme, in welchem ſie der große Haufe nimmt. Ich meyne nämlich Leute, welche auf Schulen und Univerſitäten geweſen ſind, und dadurch das Recht erlanget haben, einen friedliebenden Degen an die Seite zu hängen.

Mit dieſer Leute ihrem Gelehrtwerden geht es recht methodiſch zu. Wenn ſie das Leſen und Schreiben, und alſo nunmehr alles verſtehen, was zu einem guten Deutſchen Bauer, Bürger, Hand-

Digitized by Google

werksmann, Künſtler, Schulmeiſter, auch, nach Gelegenheit Bürgermeiſter ꝛc. ꝛc. ꝛc. kurz, zu einem Manne, der nicht gelehrt heiſſen ſoll, gehöret, ſo thut man ſie im 12ten bis 17ten Jahre ihres Alters in die lateiniſche Schule, wo ſie, in Gottes Namen, das *men/a* und *amo* zu beten anfangen, und damit fortfahren, bis die Zeit kömmt, da der Quartaner von Sr. Schulmonarchiſchen Weisheit zum Tertianer ernennet wird. Denn nun wird das *Non dubito fore plerosque Attice &c.* auswendig gelernt, auch das Griechiſche Buchſtabiren angefangen. Einige andere Autores und Grammatiken laufen beyher, und der iſt der vortrefflichſte Tertianer, welcher die meiſten Vocabuln lernet. Wenn der Herr Tertianer ſeine Länge hat, ſo kömmt er in Secunde, weil einer, der um ſo oder ſo viel Zoll länger iſt, als ein anderer, auch, nach Proportion, eben ſo viel mehr Autores exponiren kan; aus dem Grunde, weil in einer größern Maſchine mehr Triebwerke Raum haben, als in einer kleinern. In dieſer Claſſe werden ganze Ballen Pappier mit Lateiniſchen Exercitien, zum Dienſte der Butterhändler, und zu andern Nothwendigkeiten, beſchrieben. Was da der Herr Conrector corrigiret, das iſt ſo richtig, als hätte es Cicero

Digitized by Google

ſelbſt gethan. Nachdem Oſtern etliche Wochen eher oder ſpäter fällt, nachdem erlangt der Secundaner etliche Wochen eher oder ſpäter die Fähigkeit, den Horaz und Cicero zu verſtehen, oder, welches einerley iſt, in Prime zu ſitzen. Nun geht es allmählich mit ihm ad Altiora. Dem Himmel ſey gedankt, daß nunmehr der Tertianer den Hut vor ihm abnehmen muß, und er, nach Belieben, dagegen auch den ſeinigen abziehen, oder nur mit dem Kopfe nicken, oder gar unbeweglich bleiben darf. Und das alles mit Recht; denn der Herr Rector hat ſein Du ſchon in Ihr verwandelt, und der Conrector darf ſich nicht unterſtehen, ihn künftig anders, als Er zu heiſſen. Indeſſen geht es, wie geſagt, über den Horaz und Cicero her, und das Pakadh wird auch nicht vergeſſen Ja das iſt noch alles nichts. Man höret über Zopfs oder Wolfs Logik, und wenn der Hr. Rector ein Liebhaber von dem Satze des Widerſpruchs, von den Monaden, von der beſten Welt u. dgl. iſt, auch über die Metaphyſik leſen; leſen ſage ich, und nicht dociren. Wenn der Primaner die Ontologie zu Ende hat, ſo kann er ſchon mehr, als Brod eſſen; und dann iſt es die höchſte Zeit, daß er den Degen anſteckt, und ſich nach der erſten der beſten Univerſität umſieht, wenn ſich der Herr

Rector nicht mit ihm in gelehrte Streitigkeiten einlassen soll. Andre, in denen eben keine metaphysischen Gedanken aufsteigen, erinnert ihr rebellischer Bart, oder die magnetische Kraft des stählernen akademischen Ehrenzeichens, daran, daß es Zeit mit ihnen ist, den Schulstaub abzuschütteln und freye Leute, das ist, Studenten, zu werden.

Der neue Student ist kaum so bald auf der hohen Schule angelanget, als er seine Collegia in Ordnung bringt, und alle Worte der Professoren, die er höret, aufschreibet, abschreibet und mundiret. Der Jurist fragt, welcher Professor der Rechte den meisten Zulauf hat? und zu dem gehet er. Um der Mode willen hört er auch einen Cursum philosophicum; doch bleibt das Hauptwerk allemal das Hauptwerk, und mit der Mathematik muß sich ein rechtschaffner Student, der einmal sein Brod, als ein ehrlicher Kerl, verdienen will, nicht einlassen. Im andern Jahre fängt er an, die juristischen Modellchen auswendig zu lernen, damit er im dritten Jahre pro schedula disputiren, und seinen Stab von Universitäten weiter fortsetzen und mit Gott und Ehren weiter kommen kann. Nun ist der Rechtsgelehrte zu Stande, und die Welt kann nun wählen, ob sie ihn zum Ad-

Digitized by Google

vocaten, oder zum Actuarius, oder zum Amtmann, oder zum Hof- und Justizrath machen will. Der Mediciner hört gleichfalls ein philosophisches Systema, von welchem allemal eben gerade das allein das rechte ist, an welches derjenige Professor, zu welchem ihn sein guter Freund das erstemal mitgenommen, gläubet. Er hört zwar dabey die Anatomie: weil man aber daraus nicht einmal einen Finger heilen lernet, so wird zugleich die Therapie angefangen, und 4 Wochen nach seiner Ankunft auf der hohen Schule muß er schon eine Galanteriekrankheit in der Cur haben. Er schreitet alsdann immer näher ad auream praxin, und kaum ist er in sein drittes akademisches Jahr eingetreten, so wird Anstalt zur Promotion gemacht; wobey keine Schwierigkeit ist, wenn der Herr Candidat Geld hat. Hat er sich einmal das große D erkauft, so hat er nun die Freyheit, krank und gesund, todt und lebendig zu machen. Es fehlt noch eine Facultät: aber für dieselbe habe ich viel zu viel Hochachtung, als daß ich etwas übles von ihr wissen sollte.

Man urtheile nun, ob der Bau eines Gelehrten anders, als mechanisch ist, und was für einen Vorzug die gelehrten Maschinen vor den unvernünftigen haben.

Digitized by Google

Zu diesen Gedanken ward ich durch eine Reihe Begriffe geleitet, davon der erste durch folgenden Brief in mir entstund.

Vielgeehrtester Herr Wahrsager,

Dero ganz besondere Geschicklichkeit hat mich aufgemuntert, ein so verwegner Körper zu seyn, Ihnen meinen Zustand, darinnen ich mich, so lange das Schicksal will, befinde, zu entdecken.

Ich habe das Glück gehabt, am 5. May des verwichenen Jahres ein Mann zu werden; nicht etwan, als ob ich zu der Zeit mir eine Frau genommen hätte. Nein, denn solche habe ich mir vor etlichen Jahren, für 1000 Rthlr. ordentlicher Weise, entweder zu theuer, oder zu wohlfeil gekauft. Sondern ich bin dazumal 30 Jahr alt geworden, und ich muß es Ihnen nur offenherzig gestehen, daß ich mich auf mein 30stes Jahr vielmehr gefreuet habe, als ein Knabe, wenn er eine bunte Bohne gefunden hat; denn ich hatte mir es einmal in den Kopf gesetzt, daß ich mit dem 30sten Jahre, da ich, nach dem gemeinen Sprichworte, ein Mann wurde, auch zugleich männlichen Verstand bekommen haben müßte. Ob ich nun gleich in dieser Einbildung alle, die in der That klüger wären, als ich, zu überreden bemühet war,

Digitized by Google

daß ich nunmehro wirklich einen männlichen Verstand besäße: so habe ich in der Folge doch leiden müssen, daß man, meines vielen Redens ohngeachtet, kein Bedenken trug, mir ohne Scheu unter das Gesicht zu sagen, daß ich eines blöden Verstandes sey; denn dumm wollte ich nicht gern schreiben. Ja so gar die, so unverständiger sind, als ich bin, wollen es diese Stunde noch nicht glauben, daß ich mehr Verstand bekommen hätte, als ich vorher gehabt habe, ob ich es ihnen gleich noch so oft, wie ein Schulmeister seinen Knaben das A B C, vorsage. Doch entweder die Leute, oder ich, verstehen es nicht; wenigstens wollen sie es nicht verstehen. Ist denn diese Einsicht nicht ein Zeichen meines erlangten Verstandes?

Naso war ein Mann, der gewiß Verstand besaß, ob er gleich sonst für weibisch ausgeschrien wird; und wenn Sie mich und den Naso zu kennen die Ehre haben sollten, so würden Sie schwören, er sey mein Bruder. Sie können also leicht a baculo ad angulum den Schluß machen.

Ich bin ein Gelehrter; und das kann nicht anders seyn; denn ich trage zum Zeichen noch bis itzo einen Degen. Drey hohe Schulen habe ich besucht, und alle Rechte erlernen wollen, weis und verstehe auch vieles: allein, wie man aus Neid

ſagt, in der größten Unordnung und Verwirrung. Ich kann ganz gut reden, und ſchreibe beſſer, als es ſcheinet. Wenigſtens iſt meine Hand leſerlich; denn wer ein blödes Geſicht hat, kann meine Schrift, ſo gar ohne Brille, obſchon etwas undeutlich, leſen. Ueberdieß übe ich mich noch täglich im Uebelſchreiben, quia nos docti male pingunt. Und ich getraue mir es noch in meiner Kunſt durch wiederholten Fleiß dermaleinſt ſo hoch zu bringen, dem Publico zum Beſten Vorſchriften in Holz ſchneiden laſſen zu können. Denn wer meine Handſchrift ſieht, der iſt gleich genöthiget, auch wider ſeinen Willen zugeſtehen, daß ich gelehrt und verſtändig ſeyn müſſe. Deswegen glaube ich, daß ich wohl zu einem Amte tüchtig ſeyn mag; ohnerachtet man mir alle Hoffnung ſtreitig machen will. Ich bin alſo doch ein *Juriſta*, und den will ich ſehen, der mir dieſen Namen nicht zugeſtehet, wenn ich gleich keine Proceſſe zu führen im Stande bin. Und was noch mehr iſt, ſo könnte ich ein vornehmer Mann ſeyn, ja ich habe gar einen, obſchon kurze Zeit, vorgeſtellt. Ich habe zwar keinen Titel, habe aber doch Mittel gehabt, und weis dennoch nicht, wie ein Pfennig ausſieht, den man ſelbſt verdienet. Meine Jugend läßt indeſſen doch meine Hoffnung, einen er=

Digitized by Google

glöcklichen Dienst zu erlangen, nicht sinken; denn es kann aus einem Studenten, wenn er gleich verdorben scheinet, alles werden, und man hat Exempel, daß aus Studenten Hofräthe geworden sind. Ueberdieß ist diese einer meiner besten Tugenden, daß ich niemals müßig seyn kann; deswegen ich zur Zeit die Viehzucht, und den Garten- und Feldbau zu treiben angefangen; dabey ich aber meine Hausverrichtungen nicht verabsäume; denn ich überrechne des Tages wohl zwanzig mal den aus der Aussat zu hoffenden Nutzen, schlage solchen in Gedanken zu Gelde, und ziehe meinen Aufwand davon ab. Ich schreibe alles fleißig auf, was ich an Eßwaaren im Vorrath habe, und lösche aus, was mir daran abgegangen ist. Kurz, ich bin mit Recht dem beschäftigten Müßiggänger zu vergleichen. Ich bemühe mich im Ernste, meine unterhabende zu allem Muthwillen geneigte Jugend, nach meiner Art und Sitten, zu ziehen; und was nicht wie ich werden will, das züchtige ich, darum, weil man meiner Jugend auch nicht geschonet, und ich noch Geld dazu geben mußte.

Hier haben Sie also einen Abriß meiner Person, meines Standes und Verstandes, meiner Gelehrsamkeit, meines Bemühens und meiner Ver-

Digitized by Google

richtungen. Es wird Ihnen, vermöge Ihrer Wissenschaft, ohnmöglich schwer fallen können, mir mein zukünftiges Glück zu propheceyen; und dieses ist es, warum ich Sie mit aller Ergebenheit ersuchet haben will, und wofür ich seyn werde

Meines vielgeehrten Herrn Wahrsagers

ergebenster
Eryſimus R*
Jurista und Bürger zu R***
in F**

N. S. Der Herr Wahrsager kann also propheceyen, wenn er gesund und wohlgewachsen, ein Soldat, wo nicht, ein Lohnwächter, Bootsknecht, Holzhacker, oder, so er eine gute Stimme hätte, ein Nachtwächter.

Dieses Blatt ist alle Donnerstage in den Vossischen Buchläden in Berlin, in der Königsstraße, in der Viedebandischen Erben Hause, und in Potsdam zu haben. Die auswärtigen Herren Liebhaber können es auf dem Postamte jedes Orts bekommen.

Digitized by Google

Kornmann lud Voß vor sich. Der erschien am 19. Februar 1749, bekannte sich zum Verleger des Wahrsager, erklärte aber, es sei nicht seine Absicht gewesen, „vernünfftige Schul-Leute zu attaquiren.“ Wohl nicht sehr geschickt wies er darauf hin, daß es auch „dergleichen gäbe, wie sie in dem Stück characterisiret wären“; und redselig erklärte Voß bei dieser Verhandlung, die zu Protokoll genommen ward, der Geheim-Rat Uhden (Geheimer Tribunals-Rat und Generalfiskal) habe ihn „anfänglich schon warnen laßen, daß diese Schrifft etwas zu frey wäre, er habe sich also auch darnach geachtet, und nicht geglaubet, daß das jetzige anstößig wäre“. Gestützt auf diese Angabe konnte Kornmann in seinem Bericht hervorheben: der Verleger scheine sich an bloße Warnungen nicht zu kehren. Daß im siebenten Stück der „gantze Schul Stand ridicul gemachet, ja noch andere Stände — wie Kornmann meinte — angegriffen“ seien, daß „würckliche Injurien“ sich darin fänden, gab Voß nicht zu, versprach aber „allenfalls die Schrifft künfftig moderater“ einzurichten. Als Verfasser des Wochenblattes nannte er Herrn Mylius, der es aber nicht allein schriebe.

Bald darauf, im neunten Stück, vermißte der Adjunctus Fisci die versprochene Mäßigung.

Digitized by Google

Der Wahrsager.

Neuntes Stück.

Berlin,
Donnerstags, den 27. Febr. 1749.

Ich habe in diesen Tagen in der ganzen Stadt so viel von Hahnreyen reden hören, daß ich dabey Gelegenheit genommen habe, allerley Betrachtungen über die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Mitglieder dieser großen Gesellschaft, anzustellen; und diese Betrachtungen sollen der Inhalt meines heutigen Blattes seyn.

Gemeiniglich werden die Hahnreye für ein zwar nothwendiges, doch großes Uebel der menschlichen Gesellschaft gehalten. Wenn ich aber auch gleich ein abgesagter Feind dieser Zunft wäre, so würde ich mich doch nicht unterstehen, sie öffentlich zu tadeln, weil ich sehe, daß man durchaus nicht will getadelt seyn, und daß das Laster und die Thorheit lauter Lobreden verlangen, welche aber, zum guten Glück der Wahrheit und Tugend, eben dadurch zu den bittersten Satiren werden, weil sie da angebracht werden, wohin sie am allerwenigsten gehören. Um dieser letzten Ursache willen werde ich künftig öfters dieses Mittel ergreifen, und alles

Digitized by Google

loben. Wenn alsdenn auch dieſe Art zu moraliſiren keinen Geſchmack finden ſollte, ſo werde ich mich entſchließen müſſen, den Catechiſmum, das Corpus Juris und den Hippokrates ſtückweiſe in meinen Blättern heraus zu geben.

Doch wieder auf die Hahnreye zu kommen, ſo ſage ich hiermit, genommener Abrede nach, daß ſie die vortrefflichſten Leute von der Welt ſind, für welche ich die allererſinnlichſte Hochachtung hege. Auſſer meiner allgemeiner (sic) Schuldigkeit, alles, und alſo auch die Herren Hahnreye, zu loben, nöthiget mich auch eine metaphyſiſche Betrachtung, dieſe Geſchöpfe gut zu heiſſen. Es iſt die Betrachtung der beſten Welt. Vermöge dieſer iſt alles gut, was in dieſer Welt iſt: wiewohl nicht um ſein ſelbſt willen, ſondern wegen ſeiner Verbindung mit dem Ganzen, welches durch dieſe Verbindung das beſte Ganze iſt, das man haben kann. Meine Hahnreye werden die Sache am beſten erläutern. Geſetzt, ſie wären an ſich nicht gut, ſo wären ſie doch eben deswegen gut, weil ſie in der Welt ſind. Es iſt aber dieſe gegenwärtige Welt die beſte unter allen, welche hätten können geſchaffen werden. Allein ſie würde eine andere Welt ſeyn, und alſo nicht die beſte, wenn nur das geringſte in derſelben von dem fehlte, was ſie gegenwärtig in ſich hat. Sie wäre z. E. ſchon eine

Digitized by Google

andere und schlechtere Welt, wenn ein Sandkorn weniger darinne wäre. Um wie viel schlechter würde sie nicht seyn, wenn die Hahnreyhe in derselben fehlten! Was für eine Lücke würde dieser Mangel machen! Und was würde den Raum ausfüllen, welcher in der Reihe der Wesen seyn würde,

Die ungleich satt vom Glanz des mitgetheilten Lichts
In langer Ordnung stehn, von Gott zum öden Nichts?

Haller.

Da also die Hahnreye einmal da, und eben deswegen nothwendig sind, so werden ihnen alle rechtschaffene Metaphysiker sehr verbunden seyn, daß sie das ihrige so redlich zur Vollkommenheit der Welt beytragen.

Weil ich nicht glaube, daß eben viel Metaphysiker mein Blatt lesen, und weil also mein geführter Beweis meinen meisten Lesern zu hoch seyn möchte, so will ich mich etwas herunter lassen, und die Nothwendigkeit und Nützlichkeit der Hahnreyschaft handgreiflich machen. Sollte ich dabey einige hierher gehörige Begebenheiten, um der Erläuterung willen, anführen, so will ich hiermit im Voraus denen, welche mich gar zu gern für einen Pasquillanten erkläret sehen möchten, gesagt

Digitized by Google

haben, daß ſich dieſe Begebenheiten ſchon vor tauſend Jahren in America zugetragen haben, wo damals eben eine große Stadt war, in welcher es auch Biſchofsſtraßen, Wilhelmsſtraßen ꝛc. gab.

Ich will den paradoxeſten unter meinen Beweiſen zuerſt nehmen. Gemeiniglich glaubt und ſagt man, die Hahnreyſchaft ſey der Ehre ihrer Zunftgenoſſen ſehr nachtheilig: ich aber ſage, daß ſie derſelben ſehr vortheilhaft iſt. Der Hauptendzweck des Eheſtandes iſt die Erzeugung der Kinder. Wenn alſo ein junger Mann mit einer jungen Frau keine Kinder zeuget, ſo iſt es der chriſtlichen Liebe gemäßer, zu glauben, daß dieſes aus Unvermögen, als aus Vorſatz geſchehe. Iſt nun das Unvermögen auf Seiten des Mannes, was für eine Schande iſt das für ihn! Was braucht er nöthiger, als einen Helfer? Durch dieſen erhält er zwar den Titel eines Hahnreys, aber auch zugleich den Namen eines Vaters, und kann es alſo ſchon verſchmerzen, wann ſein ehelicher Gehülfe, wie jener, wenn er ihm auf der Gaſſe begegnet, zu ihm ſagt: Herr Schwager, grüße er ſeine Frau und meine Kinder.

Auch denjenigen Männern, welche in ehelichen Verrichtungen eben keine Gehülfen nöthig haben, gereicht es oft zur Ehre, wenn ſie Hahnreye ſind.

Digitized by Google

Die Liebe ist blind, und achtet also das Ansehen der Person nicht. Daher kömmt es, daß sich oft ein Vornehmer bey eines Niedrigen Frau meldet. Er kann aber nicht leicht vorkommen, als bis er sich der Bekanntschaft und Freundschaft ihres Mannes versichert hat. Hat er dieses, so kann er auch bald zur Schwägerschaft gelangen. Was für eine Ehre aber ist es alsdenn nicht für einen gemeinen Bürger, wenn ein Edelmann, und für einen Edelmann, wenn ein * sich seinen guten Freund nennet, und mit ihm (und seiner Frau) spazieren fährt.

Ich komme auf den ökonomischen Nutzen der Hahnreyschaft. Man müßte gar keine Erfahrung in der Welt haben, wenn man nicht wissen wollte, daß sie nichts weniger, als eine brodlose Kunst, ist. Genug, sie hilft haushalten. Die Frau Liebste wird von dem Herrn Schwager mit Geschenken überhäuft, und also darf der Herr Liebste nicht so sehr für sie sorgen. Was läuft nicht in Küche und Keller ein, und wie manchen herrlichen Schmaus hat der Herr Schwager mit zu genießen, wenn seine Frau Liebste tractiret wird! Geht es um baares Geld, so ist es vollends die größte Billigkeit, daß der Mann auch seinen Antheil dabey hat. Dieses wuste jener bedürftige gute Mann wohl, welcher sich, wenn seine Herren Schwäger

Digitized by Google

von seiner Frau weggingen, allemal unten an die Treppe stellte, und sagte: sie würden ihm doch auch was weniges zufließen lassen.

Nichts ist geschickter, einen Mann klug und vorsichtig zu machen, als eine noch klügere Frau. Nichts ist auch schwerer zu hüten, als ein Frauenzimmer. Wenn dieses verschlagen ist, und seine Verschlagenheit der Liebe widmet, so kann es die ganze Welt betrügen. Um wieviel mehr kann also eine kluge und verliebte Frau ihren Mann auf tausenderley Art hintergehen, wenn er auch ein Argus wäre! Ist er nun nicht eben so schläfrich und phlegmatisch, als munter und sanguinisch seine Frau ist, so wird er hinter viele listige Streiche kommen, welche die Klugheit der Klugheit entgegen setzt. Wer die Weiberschule und die Männerschule des Moliere gelesen oder vorstellen gesehen hat, der wird da die schönsten Proben dieser Frauenzimmerklugheit antreffen. Dergleichen Komödien werden täglich auf dem großen Schauplatze der guten Männer gespielet. So wahr das Sprichwort ist, daß man mit Schaden klug wird, so gewiß ist es, daß die in der Liebe verschlagenen Weiber ihre Männer zugleich zu guten und zu klugen Männern machen.

Aber die Hahnreyschaft macht nicht nur klug,

Digitized by Google

sondern auch tugendhaft; wenn anders Höflichkeit und Gedult Tugenden sind. Diese beyden edlen Eigenschaften eines gesetzten Gemüths sind nothwendige Folgen jenes nothwendigen Uebels so vieler Männer. Ein Hahnrey muß so wohl gegen seine Frau, als auch gegen ihre Nebenmänner und Nothhelfer höflich seyn, wenn er nicht die Hölle, oder wenn er katholisch ist, das Fegefeuer, auf der Welt fühlen will. Die Liebe läßt sich nicht durch ganze Armeen, noch viel weniger durch Schelten und Prügeln, vertreiben. Und will ein guter Mann sein hahnreyisches Joch von sich abwerfen, so muß er besonders dieses durch Höflichkeit gegen seine Frau zu bewerkstelligen suchen. Er muß diejenigen Mittel anwenden, welche ihn bey ihr mehr, als alle andere, beliebt machen können, wenn er will, daß sie ihn mehr, als alle andere Mannesperſonen, lieben, oder, welches einerley ist, wenn sie ihn nicht zum Hahnrey machen soll. Von diesen Mitteln aber ist das vornehmste die Höflichkeit. Die Frauenzimmer sind so ehrgeizig, als verliebt, und ich habe wohl eher einige anstatt: Er soll dein Herr seyn, lesen hören: Sie soll dein Herr seyn. Sind sie nun gleich nicht alle so herrschsüchtig, so wollen sie doch so wohl in Ehren gehalten, als geliebet seyn, und

Digitized by Google

das erſtere muß vorher gehen, wenn das letztere drauf folgen ſoll. Der Mann muß alſo, in allen Fällen, höflich gegen ſeine Frau ſeyn, wenn er kein Hahnrey ſeyn will. Liebt er ſeine Frau, und iſt es an dem, daß die Liebe die beſte Lehrmeiſterin iſt, ſo wird er gewiß die Höflichkeit nirgends beſſer lernen, als wenn er zu ſeiner Frau in die Schule geht. Ja nicht nur gegen dieſe muß er höflich ſeyn, wenn er ſeinen Zweck erreichen will, ſondern auch gegen die Liebhaber ſeiner Frau. Beydes beobachtete ein Mitglied dieſer Geſellſchaft, welches, wenn die Frau Gemahlin in ihrem Schlafzimmer Audienz gab, in dem Vorzimmer diejenigen, welche ſie ſprechen wollten, abwies, und zu ihnen ſagte: Meine Herren, gehen ſie itzo nicht zu meiner Frau, es iſt ein vornehmer Herr bey ihr drinnen.

Man lernt die Gedult, wenn man viel Widerwärtigkeiten auszuſtehen hat, welche man nicht ändern kann. Die Hahnreyſchaft iſt gewiß eine rechte Gedultſchule. Wer in dieſer die Gedult nicht lernet, für den iſt nichts, als die Verzweiflung, übrig. Ich behaupte aber, daß die Hahnreyſchaft ein ſchwer zu vertreibendes Uebel iſt. Ein Mann iſt an ſeine Frau gebunden, und ob er ſich gleich als ein wirklicher Hahnrey, allemal von ihr kann ſcheiden laſſen, ſo iſt doch in dieſem

Digitized by Google

Puncte die offenbarſte That ſchwer zu beweiſen. Und ein kluger Hahnrey geht auch nicht gern vor Gericht, ſeine Hörner öffentlich zu zeigen. Denn es iſt einer Frau keine ſo große Schande, ihrem Manne untreu zu ſeyn, als einem Manne, zu bekennen, daß er es weis, daß ſie ihm untreu iſt. Er muß alſo dieſes nothwendige Uebel ſeines Eheſtandes mit Gedult ertragen; und er hat den Vortheil davon, daß er ſich in alle die widerwärtigſten Zufälle zu ſchicken weis. Iſt ihm der Name eines Geduldigen zu verächtlich, ſo ſteht es ihm ja frey, ſich den Namen eines Großmüthigen zu geben.

Ich hoffe nun die Ehre aller guten Männer gerettet zu haben, weil ich gezeigt habe, wie nöthige und nützliche Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft ſie ſind. Ich verſpreche mir von ihnen für meine Bemühung großen Dank, und ſie werden mir dieſen nicht beſſer an den Tag legen können, als wenn ſie das, was ich geſagt habe, künftig durch ihre Aufführung immer mehr und mehr beſtärken.

Ohne Zweifel wird es nun wieder an ein Rathen gehen, welche denn eigentlich diejenigen Hahnreye ſind, die ich gemeynet habe. Hierauf dienet meinen neugierigen Leſern zur Antwort, daß ich ſie alle gemeynet habe, und dennoch, wenn man es auch

Digitized by Google

durch die Tortur von mir herausbringen wollte, keinen einzigen kenne. Genug, daß ich versichert bin, daß mir ihrer täglich viele auf den Straßen begegnen, und ich also nicht in den Wind gefochten habe. Aber vielleicht sagt man, daß ich doch nicht eine so ansehnliche ganze Gesellschaft hätte antasten sollen. Ich antworte: Ich habe es gethan, weil mir es beliebt; denn an meinen einfältigen Widersachern, um welcher willen ich noch keine Minute von meinem Schlafe versäumet habe, sind doch die Gründe nicht angewandt.

* * *

Da ich eben im Begriff war, eine kurze Vertheidigung gegen einige von Eigendünkel und Narrheit fast berstende unruhige Köpfe anzuhängen, fand ich, daß der so lehrreiche als aufgeweckte Druide, in voriger Woche, in seinem 51. Stück auf den ersten beyden Seiten, alles das eben gesagt hat, welches ich hier sagen wollte. Ich freue mich von Herzen über die Uebereinstimmung der gründlichen Gedanken dieses würdigen Moralisten mit den meinigen, und wünsche unsern beyderseitigen Lesern insgesamt nur einen Stral von dem hellen Throne der Gottheit der schönen Wissenschaften, damit sie einmal verstehen lernen, was

Digitized by Google

Satiren sind, und, wenn sie nicht gar zu einer ewigen Finsterniß ihres Verstandes verdammt sind, den Unterschied zwischen Satiren und Injurien endlich mögen einsehen lernen.

* * *

Dem Verlangen des Herrn B. in P. werde ich bey Gelegenheit einigermaßen Genügen zu thun trachten. Allzuweit werde ich mich aber in diese Materie nicht einlassen dürfen. Die Ursachen sind aus dem Schlusse meines ersten Stücks zu errathen. Es giebt viele, die so denken und reden, wie der einfältige D. und vor diesen muß man sich in Acht nehmen, wie ein Reisender vor den Banditen.

Dieses Blatt ist alle Donnerstage in den Vossischen Buchläden in Berlin, in der Königsstraße, in der Viedebandischen Erben Hause, und in Potsdam zu haben. Die auswärtigen Herren Liebhaber können es auf dem Postamte jedes Orts bekommen.

Von der Beschwerde der Schulbedienten, der Verhandlung mit Voß und auch vom neunten Stück spricht der Bericht Kornmanns vom 28.

Digitized by Google

Februar 1749. Er hebt besonders hervor, daß im neunten Stück des Wahrsager „bey einer Satyrischen Materie gewißer Straßen in Berlin Erwehnung“ gethan wird, „welches Leuten, so sich mit dergleichen Schrifften amusiren, leicht Gelegenheit giebet, allerhand Applicationes zu machen, anderer Folgen, so daraus entstehen könnten nicht zu gedenken“.

Am 4. März 1749 äußerte sich der Etats-Minister von Bismarck über die durch den Wahrsager hervorgerufene Beschwerde. Er fragte, „da so viele Mißbräuche vorgehen, wie noch kürzl. mit denen Schrifften des de la Metri geschehen ist“, bei dem Großkanzler Cocceji an, ob nicht ein Censor eingesetzt werden sollte. In Betreff der zwei Stücke des Wahrsager hielt er es für zweckmäßig, „um andern Folgen vorzubeugen, daß man so wohl dem Verleger Voß, als dem Verfaßer Mylius ernstl. injungire künftig bey Verfaßung des Wahrsagers mehrere Behuthsahmkeit zu gebrauchen, als bisher geschehen ist, oder ohnfehlbarer nachdrückl. Ahndung zu gewärttigen“. Cocceji war mit Bismarcks Ansichten einverstanden. Es ward daher am 7. März 1749 dem Buchführer Voß, als Verleger, und Mylius, als Verfasser, bei Androhung nachdrücklicher Ahndung befohlen,

alles Anstößige bei Verfertigung des Wahrsager zu vermeiden. — Beide haben sich hiernach gerichtet. — Am gleichen Tage schlugen der Großkanzler Cocceji und die Etats-Minister Bismarck und Danckelmann unter Hinweis auf den mit Anzüglichkeiten erfüllten Wahrsager dem König die Bestellung eines Censors vor, „ohne deßen Approbation nicht das geringste zum Druck befördert werden dürfe".

Diese Eingabe der Minister fand in der Cabinetsordre vom 16. März 1749 durch den König ihre Beantwortung. Friedrich der Große befahl, daß die bisher unterbliebene Censur wieder hergestellt, und nichts ohne vorgängige Approbation des Censors gedruckt werden sollte. Aber der König wollte, „daß ein gantz vernünfftiger Mann zu solcher Censur ausgesuchet und bestellet werden soll, der eben nicht alle Kleinigkeiten und Bagatelles releviret und aufmutzet". Für den Leser überraschend schließt diese Cabinetsordre: „Übrigens muß der Druck und Debit des angezeigten wöchentlichen Blattes, der Wahrsager genanndt, sofort verbothen werden". Ich sage überraschend, weil die Minister Friedrichs des Großen in ihrer Eingabe vom 7. März meinten, durch Berufung eines Censors könne alles Ärgernis, wie es der Wahr-

Digitized by Google

ſager hervorgerufen, verhindert werden. Eine Entſcheidung, ob der Wahrſager zu verbieten ſei, hatten ſie von Friedrich nicht erbeten; hatten ein Verbot wohl kaum erwartet, wie ſich aus ihren Verordnungen an Voß und Mylius ſchließen läßt.

Was den König zu dem Verbot veranlaßte, ergiebt ſich aus den vorhandenen Akten nicht.

Nach Empfang der Cabinetsordre vom 16. März reſolvierte Bismarck am 20., „der Buchführer Voß iſt wegen des Wahrſagers hiernach zu beſcheiden". Und nach einiger Verzögerung, am 11. Mai — am gleichen Tage unterzeichnete der König das neue Cenſur-Edict — ward der Befehl Friedrichs des Großen für Voß und für Mylius in die nötige Form gekleidet; dem einen Druck, Verlag und Debit, dem anderen Verfaſſung des Wahrſager bei 25 Rthl. Strafe unterſagt. Das Concept dieſer Verordnungen unterſchrieben Bismarck und Danckelmann am 16. Mai. Donnerstags den 15. Mai war das letzte Stück des Wahrſager erſchienen.

Dem Jugendfreunde Leſſings, Chriſtlob Mylius, gebührt alſo der zweifelhafte Ruhm, das Cenſur-Edict vom 11. Mai 1749 veranlaßt zu haben.

Daß Mylius ſelbſt zu ſeiner Verteidigung vorgefordert worden, iſt aus den Akten nicht zu er-

Digitized by Google

sehen; es ist auch zu bezweifeln, ob er bei dem Versuch einer Rechtfertigung sehr glücklich gewesen wäre. Seine Gegner hätten sich leicht auf Äußerungen in seinem Freygeist (30. Blatt, Montags den 26. Heumonat 1745) beziehen können, wo er sich über die Art seiner satirischen Schreibweise ausgesprochen. Bei „Abschilderungen von Fehlern und Thorheiten" fielen ihm auch die, an „bekannten Menschen wahrgenommene Handlungen" ein, und sie mischten sich „mit in die Abschilderungen". „Ich gestehe es aufrichtig, daß mir auch in der That zuweilen wirklich einzelne Personen einfallen, indem ich schon meine Gedanken aufsetze. Wenn ich sehe, daß das, was mir von ihnen eingefallen ist, die Sache gut erläutert .... so fahre ich, ohne einige Furcht, hierdurch strafbare Persönlichkeiten einzumischen, getrost fort, und bin zufrieden, daß mich mein Gewissen hierbey von allem Verbrechen frey spricht". Und wenn er „es erst ganz am Ende" seiner Arbeit wahrnimmt, „daß dieses, oder jenes, auf gewisse Personen gedeutet werden kann", so läßt er es doch, wenn es seinen Gedanken recht ausdrückt, unverändert. — Eine solche Erklärung würde den beleidigten Schulbedienten kaum genügt haben. — Die „Waffen der Satire und Ironie" hatte Mylius stets für

Digitized by Google

sich in Anspruch genommen, um Irrtümer zu bekämpfen; er war der Meinung, daß „viele nicht sichtbarer als auf der lächerlichen Seite können gemacht werden“ *). Nun klagte er über das bekannte, unbillige Verfahren, unter dem alle Verfasser von Wochenschriften zu leiden hätten, indem ihre Aufsätze stets eine boshafte Deutung fänden**), und verwies seine Gegner, so im neunten Stück des Wahrsager, auf den Druiden; dessen 51. Stück (vom 20. Februar 1749) eine Erklärung gebracht hätte, was Satiren seien. Diese Erklärung kann von Johann Georg Sucro, dem Konrektor am Cöllnischen Gymnasium in Berlin, stammen.

Einige Schulbediente werden über eine Anzeige in den Berlinischen wöchentlichen Berichten vom 1. August 1749 (Verlag von Haude und Spener) — Kgl. Bibl. Berlin Ad 40 — wohl auch nicht erfreut gewesen sein. Der Rektor in Schwelm, Andreas Karsch, hatte nach ihrer Meinung dem Schulstand vielleicht auch die nötige Autorität genommen, weil er zu verschiedenen Redeübungen vier Einladungen geschrieben, welche: de scopulis in sparta scholastica cavendis handelten. Der

*) Vorbericht zu den „Philosophischen Untersuchungen und Nachrichten“, Leipzig 1744—1746.

**) Berlinische Privilegirte Zeitung vom 4. März 1749.

Digitized by Google

erste Anstoß, den man beim Schulamte vermeiden müsse, sei die Verachtung der Schüler; der Lehrer solle ihnen die Hochachtung geben, die sie verdienten, und die er ihnen schuldig sei. Ferner sei in den Schulen der verkehrte Vortrag der Theologie und der übrigen Wissenschaften nicht zu dulden. Und zum dritten sei der Schularbeit die bäurische Grobheit und das ungestüme Wesen sehr hinderlich. Karsch meinte: „die Lehrer müssen sich der Sittsamkeit, Höflichkeit und Wolanständigkeit gegen die Schüler, in allen Stücken, befleißigen, weil die Jugend von ihnen die wolanständige Einrichtung ihrer Aufführung erlernen soll". In ähnlichem Sinne, wie in seiner ersten Einladung, mag sich Karsch in seinen drei anderen ausgesprochen haben. Er gab seinen Schülern einzelne Gesichtspunkte zur Kritik am Konrektor und Subrektor, und dem Konrektor in Schwelm möchte ich nicht geraten haben, seinen Primaner „anders, als Er zu heissen". Ja, forderte dieser Rektor seine Schüler nicht zu offener Auflehnung gegen den Konrektor heraus? oder glaubte er, daß der mehr Autorität als einige Schulbediente in Berlin hätte?

Digitized by Google

La Mettrie.

Aber hatten denn gerade die Schullehrer einen beſonderen Grund gegen das ſiebente Stück des Wahrſager vorzugehen? Gegen alle, die auf Schulen und Univerſitäten geweſen, und deshalb beim großen Haufen gelehrt heißen, ſcheint ſich ja Mylius zu wenden; nur die Angehörigen einer Fakultät nimmt er aus. Er verfolgt ihren Lebenslauf vom Eintritt in die Lateinſchule bis weit über das Reich der Schule hinaus, bis zum Kaufe des großen D.; und benutzt ſie alle zum Exempel für ſeinen Satz: daß die gelehrte Maſchine keinen Vorzug vor der unvernünftigen habe. Ungefähr ein Jahr vorher war ein Buch unter dem Titel: L'homme machine herausgekommen*). Es hatte

*) Der L'homme machine war Ende 1747 erſchienen. Es geht das aus den Götting. Zeitungen von gel. Sachen 1747, 108. Stück, zweite Zugabe zum Dezember (S. 905) hervor: „Es iſt mit vorgeſetztem 1748ſtem Jahr ein kleiner Tractat, auf 5. B. in 12. unter dem Titel: L'homme Machine, neulich zu Leiden bey Luzac abgedrucket . . . .“ —

Digitized by Google

viel Lärm gemacht, ernſte Widerlegungen und ſatiriſche Angriffe erfahren; es ſollte auch in der folgenden Zeit noch viele Federn in Bewegung ſetzen. — Die Beurteilungen, die ſich auf dies Werk und auf Entgegnungen beziehen, laſſen ſich aus der Tageslitteratur jener Zeit zu Dutzenden zuſammenſtellen. — Der Verfaſſer des L'homme machine ſpielte in den Zeitungen als Herr Maſchine keine beneidenswerte Rolle. „Carteſius entſeelte die Thiere, und machte ſie zu Maſchinen: andere begehen einen gleichen philoſophiſchen Mord an den Menſchen". Wozu hatte Mylius es nicht deutlicher geſagt, daß der Herr von La Mettrie, der als des Königs Freund in Potsdam lebte, den Gedanken des Carteſius weiter verfolgt und die Menſchen zu Maſchinen gemacht*)? La Mettrie war

---

Dieſe Notiz war Du Bois-Reymond unbekannt; vergl. Anm. 10 ſeiner Rede: La Mettrie; Berlin 1875. S. 34. 35. — In den „Berliniſchen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" (Haude u. Spener) wird der L'homme machine am 19. Dezember 1747 genannt.

*) Ende 1748 war der Epître à mon esprit; ou l'anonime persiflé erſchienen — 1. Bog. 12. — La Mettrie ſagt da S. 14 f.: „Mon Eſprit . . . il falloit être auſſi ruſé que vôtre Compatriote, c'eſt a dire laiſſer tirer aux autres de ſi dangereuſes conſéquences. Descartes a montré la plus prudente adreſſe; & vous n'êtes, car il faut que je vous gronde, qu'un franc Etourdi. Ce

Digitized by Google

auf Schulen und Univerſitäten geweſen, hatte ſich — wie es bald in einem Pamphlet gegen ihn heißen ſollte — den Doktortitel gekauft, war aber das Geld dafür ſchuldig geblieben*); La Mettrie war ein Arzt und Philoſoph geworden, wenn auch mancher Skribent dreiſt meinte, er beſäße keine Wiſſenſchaften und wäre ſelbſt völlig überzeugt, daß er eine bloße Maſchine ohne Seele, ohne Verſtand und Witz ſei. —

Daß es Mylius einfallen könnte in ironiſcher Weiſe die Lehre des Franzoſen zu populariſieren, daß er einem Teile des La Mettrieſchen Satzes beiſtimmen könnte, daß er ihn vertreten könnte, um damit des Königs Leibarzt und Vorleſer, ein

---

grand Philoſophe a dit: l'Animal eſt ainſi fait; l'homme eſt ainſi fait: il a montré les deux tableaux, mais il n'a pas dit, voiez combien ils ſe reſſemblent! Au contraire il s'eſt fort bien paſſé d'Ame dans les Animaux pour expliquer leurs mouvemens, leurs ſentimens, & toute l'étendue de leur diſcernement, mais il ne s'en eſt point paſſé dans l'homme; il a voulu paroitre Ortodoxe aux yeux du peuple, & Philoſophe aux yeux des Philoſophes". Vergl. auch: Oeuvres philosophiques, Berlin 1774. II. S. 189. Berlin 1796. III. S. 9 f. — Daß La Mettrie die Konſequenzen der Lehre von Carteſius gezogen, hat er wiederholt ausgeſprochen.

*) Epître à Mlle. A. C. P.; ou la machine terrassée. Oeuvres 1774. II. S. 178 f. Oeuvres 1796. II. S. 246.

Digitized by Google

Mitglied der Akademie, einen viel geschmähten Mann auch seinerseits zu verspotten, an eine solche Möglichkeit scheinen einige Schulbedienten nicht gedacht zu haben. Bei dem Entwicklungsgange, den schon in früher Jugend eine gelehrte Maschine nehmen muß, um dem La Mettrieschen Bilde vom Menschen gleich zu kommen, sahen sie nur ihre mechanische Art des Unterrichts gezeichnet; sie fühlten sich getroffen, und unklug sagten sie mit ihrer Beschwerde selbst, daß sie die Vorwürfe des mechanischen Unterrichts auf sich bezögen. Vielleicht thaten sie damit auch nicht ganz unrecht, wenn sie an Mylius' Art seine Wochenblätter zu schreiben, dachten. Daß aber der Eingang des siebenten Stückes La Mettries Lehre wiedergiebt, daß dieser Satz in einer scharfen Wendung eine bedeutsame Einschränkung erfährt, daß dieser Satz nach einer längeren Exemplifikation wieder aufgenommen wird, scheint einigen Schulbedienten entgangen zu sein. Hätte La Mettrie deutsche Zeitungen gelesen, so hätte er mit gutem Grunde die Klage der Schulmeister unterstützen können; denn wo sie beleidigt waren, da war er es erst recht.

Daß Mylius im siebenten Stück an eine litterarische Erscheinung Betrachtungen anknüpft, hat nichts Auffallendes; er hatte das schon öfters in

Digitized by Google

seiner ironischen und satirischen Weise im Wahrsager gethan. So mischte er sich im dritten Stück in den Monaden-Streit, der noch lebhaft geführt wurde, als Justi den von der Berliner Akademie für das Jahr 1747 ausgesetzten Preis erhalten hatte. Ebenda gab er auch die Entdeckungen eines unklaren und phantastischen Astronomen Kindermann zum besten*). Er war ihm ein alter Bekannter, den er für seine „vollständige Astronomie" (Rudolstadt 1744) in den philosophischen Untersuchungen und Nachrichten (Leipzig 1744—46, S. 137—148) schon gehörig gestriegelt hatte. Und weil der Straßburger Theologe Fröreisen den Grafen Zinzendorf mit dem Mahomet verglichen hatte**), so wird ihm dafür — wie der Wahrsager wissen will — die Hälfte der Heilandskasse vermacht werden; u. s. w. — La Mettrie selbst war im vierten Stück des Wahrsager als eine Maschine aufgetreten, die „unmöglich eine vernünftige Seele haben könnte, sondern nothwendig ein Vaukansonisches französisches Kunststück

*) Eberhardt Christian Kindermanns, königl. Mathem. u. Astronomi, entdeckter Comet, oder astronomische Notification . . . . . Dresden 1748. (2. Bog.) 4.

**) Johann Leonhard Fröreisen . . . . Vergleichung des Graf Zinzendorfs mit dem Mahomet . . . . Frankfurt und Leipzig 1748. 8.

seyn müßte". „Verstandlose Reden, welche die deutschen Staare ordentlicher hervorbringen", überzeugten Mylius völlig, daß dieses „Menschengesicht eine Maschine sey". Und es hätte dazu auch keines Beweises bedurft, da „er es noch zum Ueberflusse vor allen Leuten selbst sagte, daß er eine Maschine sey". Mylius glaubt, daß sich diese Maschine auf der Leipziger Messe, in einer Bude vor dem Petersthore, für Geld habe sehen lassen*)!

*) Als Beispiel von Nachrichten, wie sie gelegentlich auch „gelehrte Zeitungen" brachten, sei folgende hier hergesetzt: „Aus einem Schreiben von Sangerhausen an einen guten Freund können wir folgende Nachricht mittheilen Der berühmte Gegner der Monaden, Hr. Justi ... hat von seiner Frau Principalin ..... in der Gerichtsstube einen solchen Verdruß und Zank gehabt, daß er sie aus Eifer erschiessen wollen; als aber die Flinte versaget, hat er solche umgekehrt, und mit der Kolbe der Frau geheimen Räthin etliche Löcher in den Kopf geschlagen, wobey er sich gewundert, daß sie eine hartere Schädel als ein Stier hätte, weil es nicht durchgehen wollen. Er ist hierauf arretiret, und hat beym Verhör wirklich gestanden, es wäre sein Vorsatz gewesen, sie zu erschiessen. Wo diese Nachricht wahr ist, (wie wir dann fast nicht zweifeln dürfen, da wir den Brief selbst gesehen, in welchem man sich gar nicht auf eine blosse Sage beruft) so mögte man glauben, Hr. Justi hätte eine Entzückung gehabt, in der es ihm vorgekommen wäre, er kämpfete mit den Monaden." Neue Hamburgische Gelehrte Zeitungen auf d. J. 1749. 23. Stück. Donnerstags den 20. März.

Digitized by Google

La Mettrie, mit dem Mylius, wie viele andere, seinen billigen Spott trieb, ward von Friedrich dem Großen geschätzt. „J'applaudis beaucoup à l'acquisition, schrieb der König den 18. Februar 1748 an Maupertuis, que j'ai faite de La Mettrie; il a tout l'esprit qu'on peut avoir et par-dessus tout il est bon médecin“ *). La Mettrie gehörte zu den vertrautesten Freunden des Philosophen von Sanssouci; und während der wenigen Jahre seines Potsdamer Aufenthaltes war er als des Königs Vorleser in Friedrichs nächster Nähe. Um ihn auch nach dem Tode zu ehren, verfaßte Friedrich sein Eloge, das in feierlicher Sitzung der Akademie am 19. Januar 1752 verlesen ward. Es zeigt, wie sehr der König La Mettrie schätzte. Mit souveräner Verachtung der Presse, nach deren Urteil La Mettrie nur ein Aneigner fremden Gutes, ein Plagiator war, dem es an eigenen Gedanken gebrach; ohne Rücksicht auf die Beleidigungen Hallers, die La Mettrie keine Ehre machen, sagte der König in diesem Denkmal: „Il avoit l'esprit vif, & l'imagination si féconde qu'elle faisoit croître des fleurs dans le terrein aride de la Medecine. La nature

*) Briefwechsel Friedrichs des Großen mit Grumbkow und Maupertuis; herausg. v. R. Koser. Leipzig 1898. S. 226.

l'avoit fait Orateur & Philosophe; mais un présent plus précieux encore qu'il reçut d'elle, fut une Ame pure & un Coeur serviable. Tous ceux auxquels les pieuses injures des Théologiens n'en imposent pas, regrettent en M. la Mettrie un honnête homme & un savant Medecin."

Dies Urteil des großen Königs fand keinen unbedingten Beifall. „La communication fut écoutée d'un air morne" *); „un mélange de déclamation et de persiflage" nannte Desnoiresterres**) die letzten Sätze. Auch zu Friedrichs Zeit beugten sich nicht alle vor dem königlichen Spruche***). Und einem Abdruck des „Eloge du sieur La Mettrie", der, wie der Titel sagt, in La Haie 1752 herausgekommen sein soll — Kgl. Bibl. Berlin Ti 8630 — wurde Hallers Brief vom 10. November 1751 an Maupertuis und dessen Antwort vom 25. November beigefügt. Der Herausgeber läßt darüber keinen Zweifel, was er mit diesen Briefen bezweckt; sie

*) Desnoiresterres: Voltaire et Frédéric. Paris 1870. S. 200.

**) a. a. O. S. 199.

***) Christian Bartholmèss: histoire philosophique de l'Académie de Prusse. Paris 1850. S. 272 f.

Digitized by Google

ſollen dem Leſer den wahren Charakter La Mettries zeigen. Als das Zeichen eines „honnête homme“, einer „âme pure“ ſah auch der Marquis Argens ſeines Landsmanns Angriffe auf Haller nicht an. „Un homme, dont la folie paroit à chaque pensée“, war ihm La Mettrie. „Cet homme étoit de la plus grande ignorance, n'avoit aucune lecture; toute son érudition consistoit en quelques vers de Comedie. Il écrivoit en françois comme un énergumene, & savoit à peine assés de latin pour entendre les livres de medecine; ignoroit toutes les autres langues surtout l'allemande, & jugeoit du merite des auteurs allemands“ *). La Mettrie gefiel ſich darin, die Deutſchen zu verachten. — Solche Worte, es ließen ſich weit mehr anführen, verdienen hervorgehoben zu werden. Des Königs Eloge bedeutete einen Widerſpruch gegenüber dem allgemeinen, vom Neide vielleicht nicht freien Urteil über La Mettries Wert. Im Gegenſatz zu jeder anderen Auffaſſung ſprach der König ſeine perſönliche Schätzung im Eloge aus. Es wäre abſurd, wollte man im Ernſt des Königs Worte für eine Perſiflage ausgeben. La Mettrie mußte in des

*) Marquis d'Argens: Ocellus Lucanus. Berlin 1762. S. 237—249.

Königs Augen Vorzüge besitzen, die ihn seiner Schätzung wert machten. Bei diesen Vorzügen, die bedeutend sein müssen, kam es nicht in Betracht, daß der König den Anti-Senèque ins Feuer geworfen. Hatte der französische Flüchtling doch die Gnade des großen Königs auch nicht verwirkt, als er leichtsinnig dessen Namen gemißbraucht hatte.

In seiner Äußerung vom 4. März 1749 erwähnte Bismarck die „Mißbräuche", die „noch kürzl. mit denen Schrifften des de la Metri geschehen" wären. Der Minister hatte dabei bestimmte Fälle im Auge, die uns aus den Akten des Geh. Staats-Archivs (R. 49. Q. konfiszierte Bücher 1755) deutlich werden. Schon ehe der Wahrsager den General-Fiskal beschäftigte, hatte man an eine Censur gedacht, und zwar wegen des Traité de la vie heureuse par Senèque, avec un discours sur le bonheur. La Mettrie war der Verfasser dieser Schrift, welche „die Religion völlig zu Grabe trägt", und des Menschen „größte Glückseeligkeit in den Sinnlichen Vergnügen setzt". Voß hatte sie Ende 1748 gedruckt. Als der General-Fiskal Uhden gegen sie einschritt, erklärte Voß, der Verfasser La Mettrie habe „ihm theuer versichert, wie Er das Buch mit höherer Appro-

Digitized by Google

bation heraus gebe". „Dieſe Sache, worauf ſehr viel ankommt", beſchäftigte das Konſiſtorium und ward darauf im geheimen Etats-Rat „in Deliberation gezogen". Durch des Königs Miniſter erhielt Uhden am 14. Januar 1749 die Weiſung: Voß zu Protokoll zu nehmen, warum er ſich unterfangen, die ſchändliche und ärgerliche Schrift zu verlegen, „und wann er ſich auf eine desfalls habende Permiſſion beziehen ſolte, ihn anzuhalten, ſolche bey zubringen; demnächſt aber davon zu weiterer Verordnung zu berichten". Voß verantwortete ſich ſchriftlich; ſein Brief an Uhden iſt charakteriſtiſch.

„Wohlgebohrner,

Inſonders Hoch zu Ehrender Herr Geheimer-Rath!

Ew. Wohlgeb. haben mir befohlen, mir wegen des Verlags des Discours preliminaire vor der Franzöſiſchen Überſetzung des Tractats des Seneca de la Vie heureuse zu rechtfertigen, welches ich hiemit nach Wahrheit u. Gewißen, meiner Schuldigkeit gemäß zu thun die Ehre habe.

Als mir der Herr de la Mettrie als Verfaßer beſagten Discours ſeine Manuſcripta zum Verlag antruge, antwortete ich ihm, daß ich es zwar verlegen wolte, aber daß es nicht ohne vorher gehender Cenſur geſchehen könte. Weil mir

kurtz vorher ein Befehl insinuiret worden war, nach welchem ich nichts ohne Censur drucken laßen solte. Er nahm daher das Manuscript wieder mit sich zurück. Einige Tage darauf kam er wieder mit demselben zu mir, und sagte daß es Ihro Mayt. der König gesehen und auf Höchst Deroselben Befehl gedruckt werden solte, auch der Befehl wegen einer Censur bereits wiederum aufgehoben worden wäre. Welches letztere mir kurtz darauf ebenfals bekant gemacht wurde. Ich wagte es daher nicht in die Versicherung eines Mannes, welcher, als ein Gelehrter in Königlicher Pension stehet, und als ein Mittglied der Königl. Academie der Wißenschafften, sich wohl nicht unterfangen würde, dergleichen ohne Grund vorzugeben, einiges Mißtrauen zu setzen; noch weniger unterstund ich mich bey Sr. Mayt. Anfrage zu thun ob das was er gesagt sich so verhalte. Was mich noch mehr wegen seiner Versicherung außer Zweifel setzte, war daß ich einige Exemplar sauber einbinden laßen und an Sr. Mayt. den König liefern mußte. Weil der H. de la Mettrie solches ausdrücklich verlanget. Auch dadurch hielt ich mich für besonders versichert, daß es mit Sr. Mayt. Vorbewust und allergnädigsten Einwilligung gedruckt worden, daß der Herr de la Mettrie, nachdem er

Digitized by Google

einige Druckfehler in dem Abdruck bemercket, zu mir in Gegenwart einiger andern, welche es allemahl bezeugen werden, in meinen Laden in Potsdam die ausdrückl. Worte gesagt: Sr. Mayt. der König wären recht furieux gewesen, als Sie diese Druckfehler wahrgenommen hätten, und er hätte die Ordre durch die Buchhändler Haude u. Spener eine neue Edition da von machen zu laßen. Und in einem von ihm vom 5ten October in Potsdam an mich nach Berlin geschriebenen Briefe, welchen ich auf Befehl vorzeigen kan, braucht er den Ausdruck: je ferrai arreter l'Edition par Ordre du Roi. Ew. Wohlgeb. sehen aus allen diesen, daß ich, da, nach der Versicherung des Herrn de la Mettrie gedachter Discours auf ausdrückl. Befehl Sr. Mayt. des Königs mir zum Druck übergeben worden, selbig. in Verlag zu übernehmen kein Bedenken zu tragen Uhrsach gehabt habe. Dieses ist es was ich auf Ew. Wohlgeb. Befehl zu meiner Rechtfertigung anzuführen habe.

Womit ich mich dem hohen Wohlwollen Ew. Wohlgeb. gehorsamst empfehle, Der ich bin

Ew. Wohlgebohrn
Berlin d. 27. Januar 1749. gehorsamster Diener
Christian Friedrich Voß."

Dies Schreiben, in dem Voß „wohl einige

Ausdrücke“ hätte „mehr menagiren mögen“, überreichte Uhden gleichzeitig mit seiner Beschwerde über La Mettries Epître à mon esprit, eine „scandaleuse pieçe“, die Spener verlegt hätte, am 27. Januar 1749. Auch Spener hätte damit gegen die Cabinets-Ordre vom 14. April 1748, die den Druck ärgerlicher Schriften untersagt, verstoßen. Der Epître à mon esprit enthält unter anderem Beleidigungen für den Hofprediger Sack. Spener hatte die Schrift gedruckt, weil „ihm de la Mettrie solche mit dem Vorgeben gebracht, es wäre ein Brief an den Feld Marschall Grafen von Sachßen, den Er zum Druck besorgen möchte, und weil Er solchen pressiret, so habe Ers drucken laßen, und nicht gewust daß die Schrifft ärgerlich sey.“ (Protokoll vom 24. Januar 1749.) — Die Minister Brand und Bismarck, auch der Großkanzler Cocceji scheinen alle Schuld auf Seiten der Buchführer gesehen zu haben. Sie sollten mit einer Strafe belegt werden, weil sie „auß einer häßlichen Gewinnsucht daß publicum dergestalt geärgert hätten“; man dachte an 10 Thaler Strafe. Und im Hinblick auf den Traité de la vie heureuse schrieb Cocceji: „Die Schrifft ist gar zu scandaleus. Ich werde Sr. K. M. vorstellen, daß der Buchdrucker ohne censur die angeführte pieçen gedruckt hätte“. Und

Digitized by Google

da „das Buch selber von solcher gefährlichen consequentz vor die Unterthanen“ sei, so müsse man anfragen, „ob nicht der Drucker gestraft und das Buch confiscirt werden solle“ (7. Februar 1749).

Dies die „Mißbräuche“, die noch kürzlich mit den Schriften La Mettries geschehen waren.

Die Minister berieten hin und her. Augenscheinlich machte ihnen die Sache, in die des Königs Name gezogen war, Schwierigkeiten. Endlich kam am 20. Februar 1749 eine Eingabe an den König zu stande. Das erhaltene Konzept ist von Cocceji und dem Minister Samuel v. Marschall unterschrieben. Man forderte von Friedrich dem Großen die Entscheidung: „ob und welchergestalt diese beyde Buchführer ihrer Contravention wegen . . . . bestrafft werden sollen“ und „ob beyde Schrifften etwa zu confisciren seyn“. Cocceji wies auf die „sehr gefährliche Folge vor die Unterthanen“ hin, und daß der Traité de la vie heureuse „insonderheit bey dem Corpore Evangelico zu Regensburg, worvon Ew. K. M. chef sein, ein großes Nachdenken verursachen dürfte“, war eine Vermutung, welcher der Großkanzler besonderes Gewicht beilegte. Eine Cabinetsordre, die diese Eingabe beantwortet hätte, ist mir unbekannt, ebenso weiß ich von keinem Strafbefehl, der gegen Voß

Digitized by Google

oder Spener wegen dieſer Schriften La Mettries erlaſſen wäre*). Man darf wohl annehmen, daß der König, wo La Mettrie zu ſeiner nächſten Umgebung gehörte, dem ſchriftlichen Wege durch die Kanzleien einen perſönlichen Tadel ſeines Vorleſers, ſeiner „machine à lire“, die zu dem Ärgernis den Anlaß gegeben, vorgezogen hat.

Aus dem Mitgeteilten ſcheint mir deutlich hervorzugehen, daß La Mettrie wußte, in wie hohem Maße er die Gnade ſeines königlichen Herrn beſaß. Er war dieſes Beſitzes ſo gewiß, daß er auch gelegentlich leichtſinnig und eigenmächtig des Königs Namen für ſeine Zwecke brauchte. Er verlor auch nicht die Gnade ſeines königlichen Beſchützers, ward nicht aus des Königs Umgebung verbannt, ja nach ſeinem Tode durch des Königs Eloge geehrt. Der Beſchwerde ſeines Großkanzlers gedachte Friedrich bei dieſer Gelegenheit nicht, ſah auch darüber hinweg, daß er ſelbſt den Anti-Senèque, ou le Souverain bien, eine neue Auflage des Traité de la vie heureuse ins Feuer geworfen**).

*) In den Berliniſchen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen (Haude u. Spener) finde ich am 25. März 1749 den Traité de la vie heureuse noch angezeigt und beſprochen.

**) Vergl. Berliniſche Bibliothek. IV. Band. Berlin (Voß) 1750 S. 813 f. und Leſſings Brief vom 2. November

Digitized by Google

Bei der Eingabe vom 20. Februar 1749, die ohne aktenmäßige Antwort blieb, mag Friedrich der Große den Gedanken einer Censur schon erwogen haben. Wenige Tage später lag dem Könige die Eingabe seiner Minister vom 7. März 1749 vor, in der die Einsetzung eines Censors vorgeschlagen ward. Ein Censor könnte, wie Friedrichs Minister meinten, allen Mißbrauch, der mit ärgerlichen Schriften geschähe „und derer dahero entstehenden Inconvenientzen", verhindern. Diese Ansicht teilte auch der König. Gleichzeitig verbot er den Wahrsager. Die Beschwerde der Schulbedienten hatte bei dem Könige gnädiges Gehör gefunden. „Kleinigkeiten und Bagatelles" sollten nach seinem Willen nicht „releviret und aufgemutzet" werden. Dem Wahrsager legte der König eine größere Bedeutung als seine Minister bei; und ohne Zweifel fand er an Mylius' Satire weniger Gefallen, als der Verfasser, einer von Lessings vertrautesten Freunden.

1750. — Der Anti-Senèque fand ebenso wie der Epître à mon esprit in den Berliner Ausgaben von La Mettries Werken (1774. 1796) Aufnahme; an Stelle des Untertitels „le Souverain bien" trat die Bezeichnung „discours sur le bonheur", die an den Titel der ersten Ausgabe erinnert. — Die Quart-Ausgabe Berlin 1751, Verlag von Etienne de Bourdeaux (420 Seiten) war mir unzugänglich.

Digitized by Google

Lessings Kritik am Wahrsager.

Es ist verschiedentlich versucht worden, Gründe dafür beizubringen, weshalb Lessing, der sich um preußische Dienste ernstlich beworben, im Staate Friedrich des Großen keine Verwendung gefunden. Lessing hatte auf eine Anstellung als Bibliothekar in Berlin gerechnet. Aber er ging nach Hamburg, als ihm das Einzige, worauf er so lange gehofft, und worauf man ihn so lange vertröstet, fehlgeschlagen war (Brief vom 21. Dezember 1767). Die Thatsache, daß Lessing keine Anstellung fand, ist uns bekannt, aber nicht eine bündige Erklärung dafür.

Man hat gesucht über diese Frage, die vielleicht niemals ganz beantwortet werden wird, mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen aufzustellen. Mit gutem Grunde hat man auf Lessings Verhältnis zu Voltaire und auf die Druckbogen von dessen Siècle de Louis XIV. hingewiesen. Im Dezember 1751 verließ Lessing mit

Digitized by Google

einem Exemplar des Voltaireschen Werkes Berlin und ging nach Wittenberg. „Wahrlich nicht aus Furcht vor Voltairen“ meinte sein Bruder*); Nicolai war anderer Ansicht, er schrieb in sein Exemplar von Lessings Leben: „Gewiß aus dieser Furcht und wegen der Epigramme“ **). Nicolai fürchtete eine empfindliche Äußerung von Voltaires Unwillen für Lessing mit Recht; das zeigt dessen Verfahren mit Richier de Louvain. Mylius schrieb an seinen Freund nach Wittenberg: „Ihre Sache mit Voltairen hat hier viel Aufsehns gemacht. Sie sind nach Ihrer Abreise bekannter geworden, als Sie es bei Ihrem Dasein waren“ ***). Lessing ward eine rasch bekannte Größe des Tages, und es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich die allzeit geschäftige Neugier ungebeten damals mit Lessings Leben beschäftigte. Auch an der Tafelrunde des Königs wird Voltaire dafür gesorgt haben, daß sein Mißgeschick bekannt wurde; und was die Fama über Lessing ungünstiges sagen konnte, wird durch ihn an des Königs Ohr ge-

*) K. G. Lessing: Lessings Leben, Berlin 1793 ff. I. S. 138.

**) Richard Maria Werner: Archiv f. Litt.-Gesch. 1884. Bd. XII. S. 536.

***) Hempel'sche Ausgabe 20. II. S. 9.

Digitized by Google

langt sein. Lessing hatte in Berlin bei Mylius gewohnt. Mylius hatte seiner Zeit die Vossische Zeitung geschrieben, und daß er den Wahrsager herausgegeben, war im Dezember 1751 sicher noch nicht vergessen. Das bestehende Censur-Edict, das Mylius veranlaßt hatte, konnte an diese Thatsache erinnern. Gegenüber dem Verfasser des L'homme machine zeichnete sich die Vossische Zeitung in keiner Weise durch Mäßigung aus, sie befolgte eher ein entgegengesetztes Verfahren; und daß auch der Wahrsager, der dem Könige zu einem besonderen Befehl Veranlassung gab, La Mettrie angegriffen, glaube ich gezeigt zu haben. Voltaire war zwar nicht der Freund des jüngeren La Mettrie gewesen; doch der war gestorben; mit diesem Rivalen brauchte er nicht mehr die Gunst des Königs zu teilen. Die Schätzung, die La Mettrie von Friedrich erfahren, war der Umgebung des Königs bekannt. Der Gedanke liegt nicht fern, daß Voltaire alles, was ihm über den Räuber seiner Druckbogen zu Ohren kam, weitertrug, und um sein Unglück in den Augen des Königs größer darzustellen, mit geschicktem Bedauern darauf hinwies, daß eben dieser Lessing, der ihm so arg mitgespielt, der intime Freund von Mylius sei; von Mylius, durch den der arme früh verstorbene

Digitized by Google

La Mettrie so viel Übles erfahren. Am 11. November 1751 war La Mettrie gestorben. Im Dezember war Lessing nach Wittenberg geflohen. Beide Ereignisse sind zeitlich nicht weit von einander getrennt. Ungefähr in der gleichen Zeit muß Friedrich der Große auch sein Eloge geschrieben haben, und die Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit (Berlin, Haude u. Spener) hatten am 26. November 1751 den Auszug eines Haller'schen Briefes vom 25. Oktober an Mylius gebracht. Haller klagte darin bei Mylius, wie später bei Maupertuis, über La Mettries ungerechte Verleumdungen. In den einleitenden Worten, die diesem Brieffragment vorangeschickt sind, kann man „die Lästerungen und niederträchtigen Ausdrücke gegen einen der berühmtesten Gelehrten dieser Zeit, den Hrn. Hofrath von Haller, nicht mit Stillschweigen übergehen". Das gleiche Blatt bringt auch „eine Grabschrift, womit man den Hrn. de la Mettrie beehrt hat"; sie ist nicht im Stile von Friedrichs Eloge gehalten. — Ein bescheidenes Verborgenhalten dieses Blattes hätte Hallers Wünschen nicht entsprochen. — Wo die Neugier des Tages für Mylius' Freund grade damals ein besonderes Interesse hatte, wird man bei dem Zusammenfallen dieser Begebenheiten sehr

wahrscheinlich Lessings Namen auch mit Mylius' und La Mettries Person verknüpft haben. Die Akten über den Wahrsager und das Censur-Edict vom 11. Mai 1749 bewahren zwar Lessings Namen nicht auf. Aber, daß der König damals ihn auch in dieser Verbindung gehört hat, erscheint mir glaublich.

Lessings und Mylius' Namen zusammen zu nennen, lag nahe. Zu seinem älteren Freunde stand Lessing in einer gewissen Abhängigkeit; Mylius hatte ihn nach Berlin gebracht*); und beide hatten hier lange genug gemeinsam gelebt, so daß man ihre Namen auch zusammen nennen konnte. Wohl mehr als einmal hatte man sie Unter den Linden promenieren gesehen; und bei ihrer spanischen Unterhaltung werden sie nicht nur bei einem einzigen Spanier, der sich mit ihnen nicht recht verständigen konnte, Verwunderung erregt haben. Vielleicht sah man auch in dem jungen Litteraten, der gelegentlich für seinen älteren Freund arbeitete, den Verfasser eines oder des anderen Artikels, der sich auf La Mettrie bezog, wie es Maltzahn gethan**). Daß Lessing sich wiederholt gegen La Mettrie ausgesprochen, ist

*) Richard Maria Werner: a. a. O. S. 535.

**) Danzel-Guhrauer: Lessing. I. 1880. S. 494.

Digitized by Google

bekannt*). Auch Voltaire konnte das wiſſen; er ſtand bis zu Leſſings Flucht mit ihm in Verbindung. 1751 hatte Leſſing Voltaires kleinere hiſtoriſchen Schriften überſetzt, denen 1753 die drei Schreiben an das Publicum, die Friedrich der Große verfaßt hatte, folgten. „An beide Arbeiten wird er leiſe und doch verwegene Hoffnungen geknüpft haben, die ſich nicht verwirklichten“**); verließ Voltaire ſelbſt auch Berlin, ſein Einfluß bei dem königlichen Gönner La Mettries verhinderte es. In Leſſing und Mylius, die beide mehr Aufſehen als andere Skribenten gemacht hatten, konnte man Friedrich zwei jener dreiſten Zeitungsſchreiber nennen, die La Mettrie, den der König ſchätzte und ehrte, lächerlich zu machen ſuchten. — 1754 gab Leſſing die vermiſchten Schriften ſeines Freundes Chriſtlob Mylius heraus, und verknüpfte ſo ſelbſt ſeinen Namen mit dem des Verfaſſers „eines gewiſſen ſehr anzüglichen Wochenblattes der Wahrſager genannt“; nannte ſich gleich zu Anfang ſeiner Vorrede einen „ſeiner vertrauteſten Freunde“!

*) B. A. Wagner: Leſſing-Forſchungen. 1881. S. 87—103.

**) Erich Schmidt: Leſſings Überſetzungen aus dem Franzöſiſchen. 1892. S. III. — Auch Leſſings Fragment: Palaion wird man als keine bloße Stilübung zu betrachten haben.

Das mag manchen Leuten Beweis genug gewesen sein, daß Lessing und Mylius ihrem Charakter nach eines wären. Die Vorrede selbst, in der nach hergebrachter Weise ja nur das Lob des Verfassers zu finden sein konnte, brauchten sie nicht erst zu lesen; sie waren auch so ihrer Meinung völlig gewiß.

Damals hätte Lessing schwerlich auf eine Anstellung bei Friedrich dem Großen hoffen können. Sein Handel mit Voltaire, seine Angriffe auf La Mettrie und seine Freundschaft mit Mylius konnten ihn dem Könige unmöglich empfehlen. Ob diese Ursachen auch später, auch 1766, dem Könige noch im Gedächtnis waren, und ihm auch da Lessings Person als ungeeignet erscheinen ließen, bleibe dahingestellt.

Entgegen dem herkömmlichen Brauch ist die Vorrede zu den vermischten Schriften kein Lobgesang auf Mylius. „Etrange monument", so nannte Lessing selbst seine vorangeschickten Briefe; ihm selbst kam diese Vorrede, die des Tadels genug enthält, wunderbar vor (Brief vom 16. Oktober 1754).

Gegen Mylius und seine Schriften kann man vieles sagen; aber man kann auch manches zu seinem Lobe sagen, wie es Kästner gethan. Ein

Digitized by Google

Mann von Käſtners Anſehen und in Käſtners Stellung ſcheute ſich auch nicht, Mylius ſeinen Freund zu nennen; er begnügte ſich nicht, ſeine Worte des Andenkens, die „eine Ermunterung zur Nachfolge in lobenswürdigen Handlungen“ ſein ſollten, nur an einer Stelle bekannt zu machen*). Die vermiſchten Schriften, die eine Auswahl aus der Maſſe vieler nichtsſagender Publikationen ſein ſollten, hätte er mit anderen Worten, als Leſſing eingeleitet. Auch hätte Käſtner ſchwerlich ein albernes Luſtſpiel, die Schäferinſel neu gedruckt; er verſprach ſich davon keinen Ruhm für Mylius**). Der Verfaſſer hatte ja auch ſelbſt den Stab über dieſes Stück gebrochen. Leſſing kannte doch wohl ſeines Freundes Urteil in der Berlin. Privilegirten Zeitung vom 22. Mai 1749. „Es iſt in Verſen. Der Verfaſſer hat es, auf Verlangen, einem geſchickten Komödianten der Wieneriſchen Schaubühne gegeben, und es, in dieſer Geſtalt, niemals zum Drucke beſtimmet. Wäre es mit ſeinem Vorwiſſen gedruckt worden, ſo würde es vielleicht ein ganz anderes Anſehen bekommen haben. Da es das erſte Deutſche Originalluſtſpiel in Verſen iſt, ſo

*) Vergl. Jördens Lexikon Bd. III. 1808. S. 775 f., dazu Danzel-Guhrauer: a. a. O. I. S. 60.

**) Hempelſche Ausgabe 20. II. S. 14.

Digitized by Google

hätte er gewünscht, Gelegenheit zu haben, es vollkommner zu machen. Uebrigens hätte man billig etwas mehr Fleiß auf die Vermeidung der Druckfehler wenden sollen" *). Das suchte zwar Lessing zu thun, sonst folgte er getreulich dem Druck der Deutschen Schaubühne zu Wien**). Es zeigt das, mit wie geringem Interesse Lessing die Schriften seines Freundes herausgab.

Erich Schmidt hat wie Danzel darauf hingewiesen, daß in Lessings Vorrede ein Stück eigenen Bekenntnisses zu finden sei. Lessing halte seinen scharfen Tadel gegen die Unarten des verstorbenen Mylius nicht zurück, er gäbe sie rückhaltlos der Welt preis, um zu erklären, er habe nichts mit Mylius gemein; Lessing tadele in dieser Vorrede seinen Freund, weil er zugleich eine überwundene Periode seiner eigenen Entwicklung verurteile. — Wie anders hatte er sich 1749 gegen seine Eltern über Mylius ausgesprochen! Es erschien ihm jetzt ein anderes Urteil angezeigt. Und mit diesem Urteil wollte er in erster Linie kaum

*) Maltzahns Ansicht, daß Lessing diese Anzeige verfaßt hätte, scheint mir wenig begründet; vergl. Danzel-Guhrauer a. a. O. I. S. 501.

**) Wenige Umstellungen von einzelnen Worten im Verse verändern den Gang der albernen Handlung nicht im geringsten.

Digitized by Google

auf seine Eltern und auf deren „Berichterstatter in Berlin“ wirken; sie waren für ihn nicht „das Publikum“, zu dem er sprach*).

Zum Wahrsager. — Mag der Herausgeber geistig dem Verfasser überlegen sein, er hat doch in seiner dienenden Stellung dessen billige Wünsche zu achten.

Aus der Historia Myliana ergiebt sich, daß Mylius mit seiner Lebensbeschreibung ein Verzeichnis seiner Schriften im Jahre 1749 an den Herausgeber, den M. Joh. Christoph. Mylius nach Jena sandte. Da aber unter den dort aufgeführten Veröffentlichungen Aufsätze in den Beyträgen zur Historie u. Aufnahme des Theaters (1750) genannt werden, so muß man annehmen, daß Mylius noch nach 1749, nach dem Erscheinen des Wahrsager, an den Herausgeber der Historia Nachrichten gelangen ließ**). In diesem von Christlob Mylius stammenden Verzeichnis wird der Wahrsager nicht genannt, wohl aber bemerkt Lessings

*) Danzel-Guhrauer: a. a. O. I. S. 263.

**) Von selbst konnte Joh. Christ. Mylius unseres Mylius Mitarbeit an den Beyträgen zur Historie nicht wissen. Der Druck kennzeichnet keinen Aufsatz als sein Eigentum; auch gelehrte Zeitungen werden das schwerlich gethan haben; die Berlinische Bibliothek (Bd. IV. Berlin 1750. S. 137—139, 823—824) that es zum wenigsten nicht.

Digitized by Google

Freund von sich (S. 112, 113): „Longe plura adhuc alia scripta minora edidit, quae autem ex rationibus longe gravissimis silentio potius premenda, quam aperte indicanda esse censet“. Den nicht genannten Wahrsager hat man unter diese Schriften zu rechnen.

Alle Schriften seines Freundes aufzuzählen, beabsichtigte Lessing nicht; um so auffallender ist es, daß er des Wahrsagers ausführlich gedenkt.

Daß Mylius den Wahrsager in die ruhige Fahrstraße eines wohlgesitteten Wochenblattes geleitet, daß sich Mylius und Voß nach dem Befehl vom 7. März 1749 — allein aus kluger Rücksicht vor der angedrohten Ahndung — hüteten, etwas Anstößiges in ihr Blatt zu bringen, sprach Lessing nicht aus. Nach seiner Darstellung gewinnt es den Anschein, daß Mylius in zwanzig Wochen seine Angriffe auf den ruhigen Bürger ins Ungemessene gesteigert hätte, bis endlich, nach einer besonders glanzvollen Leistung die Behörde zu Gunsten der Ehre eines Angegriffenen eingeschritten wäre und das skandalöse Wochenblatt verboten hätte. Die fernere Fortsetzung wäre Mylius' Ehre — obwohl es Lessing seinen Leser glauben machen will — in keiner Weise nachteiliger gewesen, als die gerühmte Leipziger Wochenschrift: der Freygeist.

Digitized by Google

Lessings Darstellung entspricht nicht dem mitgeteilten aktenmäßigen Verlauf und dem Inhalt des Wahrsager.

Im elften Stück (13. März 1749) werden zwei Karikaturen einer romanhaften, überspannten Ausdrucksweise in Liebesbriefen gegeben*); als Gegensatz wird der vernünftigere Antrag eines Liebenden, der sich auch brieflich an seine Schöne erklärt, hingestellt. Sollte bei diesem „wohleingerichteten Briefe" eine bestimmte Dame, mit einem „kleinen artigen Fuße" des Verfassers Modell gewesen sein, so wird sie dies Blatt für keine persönliche Beleidigung angesehen haben.

Im folgenden Stück werden wir auf den Olymp in den hohen Rat der Götter geführt. Jupiter hört die Klagen der unzufriedenen Menschen; aber was die einen wollen, das wollen die anderen aus gutem Grunde wieder nicht. Es sind widerstreitende Klagen und Jupiter meint darum, „die Menschen sind nicht klug.

Momus. Das habe ich längst gesagt.

Jupiter. Sieh da! Momus. Es ist gut,

*) Eine ähnliche Stilprobe hatte das 26. Blatt im Freygeist gebracht; es finden sich noch mehr „Muster einer vortrefflichen epistolischen Schreibart" im Freygeist, z. B. im 34. Blatt.

Digitized by Google

daß du dich meldest. Mercur, was haben die Menschen wieder den?

Mercur. Sie sind böse auf ihn, daß er die Wahrheit redet.

Jupiter. Daß er die Wahrheit redet? Sind die Menschen rasend?

Momus. Ohne Zweifel.

Mercur. Viele können die Wahrheit gar nicht leiden, und viele beschweren sich nur darüber, daß er sie ihnen auf eine so beissende Art sagt.

Jupiter. Ist es wahr, Momus, daß du sie ihnen so beissend sagst?

Momus. Das ist mein Fehler.

Jupiter. Wollen denn die Menschen gar keine Wahrheit haben?

Mercur. Freylich wollen sie sie haben. Aber sie wollen sie auch nicht haben."

Immer wieder hatte der Göttervater gehört, daß die einen Menschen das erbaten, was die andern nicht wünschten. „Einem jedem seinen Willen thun, ist selbst über die Kräfte der Götter, und wer es allen recht machen will, der wird es gewiß den Vernünftigen nicht recht machen", wie Jupiter sagt. — Die Bitte der Schiffer, deren einer den Westwind, der andere den Ostwind sich

Digitized by Google

erfleht, erinnert an Lucians Ikaromenippus, den Mylius überſetzt hatte*).

Das dreizehnte Stück beantwortet die Frage: „ob auch die Weiber Menſchen wären?“ zu Gunſten des weiblichen Geſchlechts. Auch die Vernunft, eine Gabe, die die wenigſten Menſchen benützten, ſpricht der Verfaſſer dem weiblichen Geſchlechte zu; er bekennt, daß er „es des höchſten Menſchen möglichen Grades der Vernunft für ſo fähig halte, als die Mannsperſonen“. „An der Seltenheit eines hohen Grades der Vernunft unter dem Frauenzimmer“ ſei nichts anderes Schuld, „als die gewöhnliche ſchlechte Erziehung deſſelben“. Es fehlt dieſer allgemeinen Betrachtung jede Exemplifikation an einzelnen Perſonen. Man mag bei dieſem Stück an den Leipziger Profeſſor Chriſt denken, und an deſſen Noctes academicae, in denen dieſelbe Frage behandelt wird. Auch Leſſing läßt ſeinen jungen Gelehrten über dieſen Satz philoſophieren (II. Akt, 12. Scene).

Das vierzehnte Stück iſt eine Illuſtration des

---

*) Vergl. Lucians von Samoſata auserleſene Schriften, durch verſchiedene Federn verdeutſcht, ans Licht geſtellt von Joh. Chriſtoph Gottſcheden. Leipzig 1745. S. 49 ff. — Auch im Naturforſcher, 3. Stück, S. 17 erwähnt Mylius den Ikaromenippus.

Digitized by Google

alten Satzes: mundus vult decipi. Von dem Beispiel eines bankrotten Kaufmannes, der die Welt in dem Glauben erhalten will, er besäße noch seinen alten Credit, kommt Mylius auf „Exempel von der gelehrten Windmacherey“. Er spricht von der „Einfalt und Unwissenheit“ mancher Doctoren, schließt aber mit bedächtiger Vorsicht sein Blatt: „Fragt man, warum ich alles mit einem medicinischen Exempel erläutert habe, so dienet zur Antwort, weil ich selbst ein unwürdiges Mitglied der medicinischen Facultät bin. Ich will durch dieses Glaubensbekentniß Gelegenheit geben, zu sagen, daß ich hiermit mich selbst gemeynet habe; weil man sich doch nicht wird ausreden lassen, daß ich allemal Casparn, Melchiorn oder Balzern müsse gemeynet haben.“ — Daß alle Satiren einer böswilligen Deutung auf bestimmte Personen fähig seien, darauf hat auch Rabener im Vorbericht zu seinen Satiren ganz lustig hingewiesen.

Der Eifer „wider die lächerliche Liebe so vieler Deutschen gegen alles Ausländische“ spricht aus dem fünfzehnten Stück, doch in Mylius' ruhiger Art. Es soll der Beweis gebracht werden, daß unsere Sprache dem Wohllaut der italienischen nicht nachstehe.

Digitized by Google

Das sechzehnte Stück ist der Betrachtung eines typischen Charakters gewidmet, eines Charakters, den alle Menschen gleicherweise tadeln, dem Unverschämten und Groben; er findet auch den Tadel des Wahrsager. Ihm gegenüber wird der Petitmaitre, der Prügelknabe so vieler Wochenblätter, in Schutz genommen; denn sein Benehmen, das keinen beleidige, sei doch vielfach belustigend.

Das siebzehnte und achtzehnte Stück stehen in Beziehung zum fünfzehnten. — Einwohner entfernter Länder, Bewohner einer amerikanischen Insel, heißt es im siebzehnten Stück, seien wahre Affengesichter. Die Sucht dieser Affengesichter gehe dahin, ihren Nachbarn im Westen und Süden in allen Stücken nachzuäffen. Man braucht die Ausdrucksweise des Wahrsager nicht überall sehr ästhetisch zu finden, doch sein Tadel über die Modekrankheit der Deutschen war zu seiner Zeit wohl berechtigt.

Das achtzehnte Stück richtet sich gegen die umständlichen Titulaturen und Anreden der Deutschen. In diesem einen Punkte werden die Nachbarn gegen Westen, die Franzosen, als Beispiel hingestellt. Ihnen fehle eine Stufenleiter von Anreden, die in jedem Falle dem Range ge-

Digitized by Google

recht zu werden wünſche, und doch ſo viel Mißbrauch verurſache; ein Würdiger, Ehrwürdiger, Wohlehrwürdiger, Hochwohlehrwürdiger, Hochehrwürdiger, Hochwürdiger u. dergl. ſei bei ihnen ungebräuchlich; es gelte ſtatt aller Anreden ein einfaches monsieur. Auch der Reichtum unſerer Sprache, die ein Du, ein Ihr, ein Er und ein Sie als Anrede kenne, ſei eigentlich eine Armut; denn dieſe Anreden genügten oft nicht, „man muß mit Perſonen reden, welche zwiſchen Du und Ihr zu ſtehen kommen, und für andere iſt das Sie zu hoch und das Er zu tief".

Im neunzehnten Stück werden einige Liebesnarren geſchildert. Eine ſeiner Figuren nennt Mylius Bathyll „in Hoffnung, daß nicht etwan ein ſechzigjähriger Stutzer, welcher Bathyll heißt, kömmt, und ſpricht, ich habe ihn gemeynet". Der Verfaſſer hat nicht die Abſicht, irgend eine beſtimmte Perſon zu beleidigen. Wenn Mylius in Ankündigungen zum Wahrſager ein „ſcherzhaftes Wochenblatt" verſprochen, und gemeint hatte, der Leſer müſſe es ſich „gefallen laſſen, zuweilen mit über ſich ſelbſt zu lachen, weil es ſcheint, daß bey dieſem neuen Propheten kein Anſehen der Perſon gilt" *), ſo ſucht er jetzt jeden Verdacht, er wolle

*) Berl. Privil. Zeitung 31. Dezember 1748 und 21. Januar 1749.

Digitized by Google

eine bestimmte Person abschildern, zu vermeiden. Seine kecke Ankündigung entsprach mehr dem Bedürfnis, dem Wahrsager, der nicht konkurrenzlos dastand, einen Leserkreis zu schaffen, als daß Mylius auch in der ersten Hälfte seines Blattes wirklich daran dachte, einzelne Berliner Bürger abzuzeichnen. Im 30. Blatte des Freygeist hatte er bedauert, „daß die meisten [Leser], wenn ein neues Wochenblatt bekannt wird, nur fragen, ob auch lustige Histörchen aus der Stadt darinne vorkommen? und, wenn die Frage mit Nein beantwortet wird, dasselbe für kein rechtschaffenes Wochenblatt halten". Dieser Auffassung der Leser sollten die Ankündigungen zum Wahrsager entgegen kommen. — Im Hinblick auf das neunzehnte Stück nannte Erich Schmidt Lessings Urteil „vielleicht zu scharf" *).

Das zwanzigste Stück (15. Moi 1749) preist in Prosa und in Versen, die nicht auf Mylius' Rechnung zu setzen sind, den Frühling. Im zwanzigsten Stück nimmt der Herausgeber Abschied vom Leser, er weiß, daß er in seiner Eigenschaft als Wahrsager zum letzten Male gesprochen.

Alle diese Stücke gaben keine Veranlassung,

*) Erich Schmidt: Lessing 1884 ff. I. S. 173.

Digitized by Google

dem Officio Fisci eine neue Beschwerde einzureichen.

Wenn Lessing den Wahrsager nicht erwähnt hätte, so wäre er damit einem Wunsche seines Freundes nachgekommen; wenn er sich nicht grade gedrungen fühlte, dies Blatt, das seiner Zeit Ärgernis erregte, zu verteidigen, so wäre das sehr verständlich. Wo er es aber für gut fand, es eigenmächtig zu nennen, muß es bei seinem kritischen Vermögen auffallen, daß er der Wandlung, die der Wahrsager erfuhr, nicht gedenkt, oder sein tadelndes Urteil zum wenigsten auf die erste Hälfte des Blattes beschränkt. Und auch bei dieser Beschränkung wäre Lessings Urteil kein gerechtes. Es ist schwer, über ein Blatt, das vor hundert und funfzig Jahren erschien und lokale Voraussetzungen zur Grundlage haben soll, heute zu urteilen. Aber im sechsten Stück z. B. — das zwar nicht von Mylius herrührt*) — kann ich keine strafbaren Beleidigungen eines Einzelnen sehen, keine Verletzung der Ehre, die den Schutz des Staates herausfordern könnte; und wären solche Verstöße gegen die Ordnung im achten Stücke zu finden,

*) Vergl. meine Arbeit: Freygeister, Naturalisten, Atheisten, ein Aufsatz Lessings im Wahrsager. Leipzig 1899. Avenarius.

Digitized by Google

so würde der Bericht des Adjunctus Fisci Kornmann vom 28. Februar 1749 davon sprechen. Auch aus dem zehnten Stück, in dem sich der Wahrsager ganz vernünftig über die betrügliche Kunst der Physiognomik und der Chiromantie ausspricht — ein Gegenstand, den Mylius auch sonst behandelt hatte — kann ich keine Beleidigungen herauslesen.

Im zweiten Stück (um noch ein Beispiel anzuführen) sagt der Wahrsager von sich: „Auf der Redoute erscheine ich in allen Arten von Dominos und Masken; und recht viel Materie zum Wahrsagen zu finden, verkleide ich mich zuweilen gar in ein Frauenzimmer. Himmel! was für artige Wörtchen, was für süße Schmeicheleyen sind mir nicht oft gesagt worden. Ich spiele allemal meine Rolle so lange, als es nicht weiter, als bis zum Küssen kömmt, toll genug: aber wenn man noch mehr von mir verlangt, da besteh ich mit Schanden. Ich mag alsdenn meinen Liebhabern wahrsagen, wie ich will, daß ich ihnen zu nichts nütze seyn würde, so hilft doch nichts, als meine listige oder gewaltsame Flucht. Ich glaube nun, daß ich auf der Redoute nicht mehr lange unentdeckt bleiben werde." Diese Worte wird man auch vor hundert und funfzig Jahren nicht ernst genommen haben.

Digitized by Google

Auch was wir in der ersten Hälfte des Wahrsager finden, das können unmöglich alles Abschilderungen wirklicher Begebenheiten sein. Am 30. Januar schrieb Mylius (5. Stück): „ohnlängst sah ich in einer Gesellschaft einen jungen Herrn mit einer jungen Schönen, welche sich wenigstens die Sprödigkeit nicht zu ihrem Wahlspruch erwählet zu haben scheinet, überaus artig thun, und beyde sagten einander eben nicht die gleichgültigsten Wörter vor. Ich wünschte näher von ihrer Bekanntschaft unterrichtet zu seyn, und propheceyte mir zugleich, daß ich es bald seyn würde. Ein unvermerkter und in Wahrsagern sehr wirksamer Trieb führte mich dieser Tage durch die Bischoffsstraße, und hieß mich meine Augen nach einem Fenster in die Höhe richten. Sogleich erblickte ich beyde Personen beysammen im Fenster; das Frauenzimmer zur Rechten in einer rothen Contouche, und den jungen Herrn zur Linken in einem blauen Kleide. Ich sah und hörte sie zugleich, nebst ihren schmeichelhaften Worten, Mienen und Geberden, welche mich von ihrer genauen Bekanntschaft deutlich genug unterrichteten, und mich überzeugten, daß meine Propheceyung, nach meinem Wunsche, eingetroffen." — Eine solche Schilderung war den Bewohnern der Bischofstraße sicherlich unwillkommen. Lessing konnte im

Digitized by Google

Hinblick auf sie seinem Freunde die Absicht unterlegen, er wolle „seine Blätter zur scandalösen Chronicke der Stadt machen“. Aber bei aller Ausführlichkeit der Ausmalung kann Mylius diese Begebenheit nicht so beobachtet haben, wie er sie schildert. Das Liebespärchen, das Mylius, vor seinem Tintenfaß sitzend, so deutlich vor Augen hat, wird sich im Januar nicht zum offenen Fenster hinausgelegt haben; und bei geschlossenem Fenster konnte Mylius „ihre schmeichelhaften Worte“, die ihn „von ihrer genauen Bekanntschaft deutlich genug unterrichteten“, aus der „Höhe“ wohl nicht gehört haben. Dieser Umstand nimmt der ganzen geschilderten Situation die Glaubwürdigkeit. Allerdings nicht zu loben, bleibt die Angabe einer bestimmten Straße, es ist eine Speculation auf die Klatschsucht der Leser. Aber wenige ärgerliche Einkleidungen derart (die schwerlich Abschilderungen thatsächlicher Begebenheit sind) machen nicht das Wesentliche des Wahrsager aus; sie können Lessings Tadel nicht rechtfertigen.

Für den Lokalforscher interessant werden die eingestreuten Bemerkungen über das nächtliche Treiben der „Langenbrückengeister“ sein. Die lange Brücke wurde damals, wie es scheint, von der Demimonde bevorzugt. Wenn der Publizist auf

Digitized by Google

dies lichtscheue Treiben in seinen ersten Blättern hinwies, so that er damit nichts staatsgefährliches, und die Obrigkeit brauchte es auch nicht „aus Mitleiden verbiethen"; Mylius zeigte höchstens, daß er auf einen Leserkreis bei der Berliner Schuljugend, den Untergebenen von Rektor und Konrektor nicht rechnete.

Es standen auch nicht alle Beurteiler dem Wahrsager so tadelnd gegenüber, wie später Lessing. In einer Besprechung der drei ersten Stücke heißt es vom Wahrsager: „Er wird seinen Lesern die Wahrheit sagen, oder diese Schöne in ihrem völligen Reitze, ohne Schurz und ohne Schminke wöchentlich einmal zeigen, und die aufrührische Prätendentin des Throns der Wahrheit, die Schmeichelei, durch die bitterste Verfolgung, in Verzweiflung zu setzen suchen*). Würdige und schwere Bedienung! Der Wahrsager wird die Last seines Amtes, wenn er es aufrichtig verwaltet, fühlen . . . . . Die drei ersten Stücke zeigen, daß er die Geisterprüfung verstehe, und an Munterkeit keinen Mangel habe. Wir wünschen ihm ein gutes Jahr, und daß er der wirklichen Wahrheit vernünftige Verehrer schaffen möge." (Berlinische wöchentliche Berichte, 20. Januar 1749.)

*) Das hatte Mylius im ersten Stücke versprochen.

Digitized by Google

Leſſing ſpricht in ſeiner tadelnden Vorrede über den ganzen Wahrſager, hatte aber nur einzelne Stücke dabei im Auge, jene Blätter, an die das Cenſur-Edict anknüpfte. Einſeitig beurteilte er das Blatt in der Weiſe, wie es ſeiner Zeit in dem Kopfe eines oder des anderen Philiſters, auch als ſein Ton längſt ein anderer geworden, fortlebte. Ich kann nicht finden, daß Leſſings Worte den Leſer ſeiner Vorrede in ſtand ſetzen können über den Wahrſager „ein richtiges Urtheil zu fällen".

Ein ſo klarer Kopf, wie Leſſing, mußte bei dieſer Verurteilung aber einen beſtimmten Grund haben.

Man mag dem Wahrſager eine unverhältniß-mäßig große Bedeutung beimeſſen; ſie wird doch nicht ſo groß geweſen ſein, daß Leſſing mit Rückſicht auf das Publikum — eine Rückſicht, die er ſonſt nicht nahm — zu den flüchtigen Blättern ſeines Freundes Stellung nehmen mußte. Es waren fünf Jahre vergangen. Statt des alten Klatſches, den der Wahrſager mit einigen Stücken begünſtigt haben mag, gab es längſt einen neuen, der von Ohr zu Ohr weiter getragen wurde. Die Leſer von Mylius' vermiſchten Schriften hatten kein großes Intereſſe mehr an dieſem verſchollenen Blatte; um ihren Unwillen etwa zu beruhigen, war Leſſing zu ſeinem ungerechten Urteil nicht gezwungen. Nur er allein

Digitized by Google

hatte am Wahrsager noch ein Interesse. Bekanntes, auch schon wieder vergessenes, wollte er seinerseits noch einmal aussprechen; einmal verurteiltes auch seinerseits verurteilen, um öffentlich zu erklären, wie er von dieser Wochenschrift denke, die vor Jahren den Unwillen weiterer Kreise, die des Königs Verbot veranlaßt hatte. — Nicht dem Verfasser dienend, sondern um ein eigenes Interesse zu verfolgen urteilte Lessing den Wahrsager ab. Was er zur Entschuldigung seines Freundes anführt: „als ein neuer Ankömmling in Berlin hatte er sich ohne Zweifel einen allzu großen Begrif von der hiesigen Freyheit der Presse gemacht," ist eine Phrase. Bei seinen Beziehungen zu Voß und Rüdiger, die mit den Preß-Verordnungen besser als Lessing bescheid wußten, war Mylius über die Freiheit der Presse jedenfalls gut unterrichtet. Oder — Lessings Worte sind keine bloße Phrase. Lessing verband mit dem Wahrsager in Gedanken die „Freyheit der Presse", weil er bei der Beurteilung dieser Wochenschrift vornehmlich an das Censur-Edict vom 11. Mai 1749 dachte.

Bei der Beurteilung des Wahrsager mag man eher daran denken, daß Mylius in Berlin zum ersten Mal in seinem Leben einigermaßen unabhängig und frei von drückenden Sorgen

Digitized by Google

leben konnte. Unter solchen Umständen konnte sich der Drang, der ihn beherrschte, hervorzutreten und Aufsehen zu machen, besonders lebhaft äußern.

Ein Recht an dem Wochenblatt seines Freundes in der Weise, wie er es gethan, kritisch zu handeln, hatte Lessing nicht; der Grund, der ihn dazu veranlaßte, ergiebt sich aus dem gesagten. Er suchte den Wahrsager zu verurteilen und in der ganzen Vorrede den Schriftsteller Mylius, der sich einmal mißliebig gemacht hatte, mit scharfen Worten zu tadeln, um sich aus persönlichen Rücksichten von Mylius frei zu machen; doch verfuhr Lessing bei diesem Bestreben nicht gerecht. — Lessing hatte zu Mylius in engeren Beziehungen gestanden, als ihm damals lieb war.

Auch da verfolgt Lessing in seiner Vorrede eigene Interessen, wo er sich vor dem Verfasser der Trois lettres au public verbeugt. „Er [Mylius] hat dem Hrn. Glover die Verabsäumung einiger dramatischen Regeln vorgerückt; und Sie wissen wohl, mein Herr, was die Regeln in England gelten. Der Britte hält sie für eine Sklaverey und sieht diejenigen, welche sich ihnen unterwerfen, mit eben der Verachtung und mit eben dem Mitleid an, mit welchem er alle Völker,

Digitized by Google

die sich eine Ehre daraus machen, Königen zu gehorchen, betrachtet, wenn auch diese Könige schon Friedriche sind." (Verm. Schriften, XXXVII f.) Daß hier bei der Verneigung vor dem Könige ein zwingender Zusammenhang mit der Kritik eines Trauerspieles von Glover besteht, daß das eine sich aus dem anderen folgerecht ergeben müsse, bleibt um so mehr zu bezweifeln, als Lessing die Kritik seines Freundes noch nicht gesehen hatte. (Das hindert ihn aber nicht zu zweifeln, „ob Hr. Mylius zu einer wichtigern Kritik aufgelegt war".) Lessing setzte auch hier das Geschäft des Herausgebers bei Seite, schlug einen eigenen Weg ein, um sich selbst vor den Thron des Königs zu stellen und sich vor Friedrich zu verneigen.

Lessings Vorrede ist das eigenartige Denkmal seiner jahrelangen Freundschaft mit einem Manne, der wohl leichtsinnig war, dem aber grade Lessing seit seinem Eintritt ins Leben vieles zu danken hatte. Dieses Denkmal steht am Anfange von Mylius' Schriften, es sollte aber auch eine Vorrede zu Lessings künftigem Leben sein; nur gestaltete sich dies nicht so, wie es Lessing bei seiner Lossage von Mylius hoffte.

Digitized by Google

Princeton University Library
32101 072320649

Druck von Oskar Bonde in Altenburg.

Digitized by Google

Im gleichen Verlage erschien von Ernst Consentius:

„Freygeister, Naturalisten, Atheisten —"
ein Aufsatz Lessings im Wahrsager . .

Druck der Buchdruckerei
von Breitkopf & Härtel in Leipzig

Digitized by Google